

**Die Humboldt-Brüder –
eine unerschöpfliche Quelle**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 30, April 2013

**Die Humboldt-Brüder –
eine unerschöpfliche Quelle**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 30, April 2013

Die Humboldt-Brüder – eine unerschöpfliche Quelle

mit Beiträgen von

Peter Brenner, Inge Brose-Müller, Udo von der Burg, Daniela Fugellie,
Dagmar Hülsenberg und Karl Lubomirski

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-940456-56-4

Copyright 2013 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, 98693 Ilmenau

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

Anschriften der Autoren.....	6
Vorwort.....	7
INGE BROSE-MÜLLER	
Die Varnhagens – Rahel Levin und Karl August Varnhagen von Ense: Lebenseinblick, Herzenskämpfe, Briefkultur	9
KARL LUBOMIRSKI	
Wilhelm von Humboldts Erbe – eine unerwartete Sicht.....	43
PETER BRENNER	
Bildung – Schule – Wirklichkeit: Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt.....	49
UDO VON DER BURG	
Marie Elisabeth von Humboldts Vorfahren – eine genealogische Skizze.....	85
DAGMAR HÜLSENBERG	
Wurzeln der Humboldt-Brüder in Neustadt an der Dosse	99
DANIELA FUGELLIE	
Reale und imaginäre Reisen in Neue Welten. Musikalische Zeitausflüge und Kartografien in der lateinamerikanischen Musik des 20. und 21. Jahrhunderts.....	121

Anschriften der Autoren

Brenner, Peter, Dr. phil., Univ.-Prof.; Technische Universität München, Carl von Linde-Akademie; Lothstr. 17, Neubau, Raum 023, 80333 München
peter.brenner@tum.de, Tel.: 089 28924380

Brose-Müller, Inge, StD; Nadlerstr. 1, 68259 Mannheim
ingebrosemueller@t-online.de, Tel.: 0621 823131

Burg, Udo von der, Dr. phil, PD; Massenezstr. 25, 44265 Dortmund
u.vdb@hotmail.de, Tel.: 0231 460116

Fugellie, Daniela, p.a. Joan Pagès, Música Iberoamericana e.V., Marienstr. 8, 99423 Weimar
dfugelli@uc.cl, Tel.: 0162 7052228

Hülseberg, Dagmar, Dr.-Ing. Dr. rer. oec, Univ.-Prof. i. R.; Lindenberg 60, 98693 Ilmenau
dagmar.huelsenberg@t-online.de, Tel.: 03677 882878

Lubomirski, Karl, Prof., Via Volturmo, 80 Fontana, I-20047 Brugherio
lubom@teletu.it, Tel.: 0039 334 3348785

Vorwort

Aus den Reihen der Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft ist das Bedürfnis zu spüren, mehr über die Humboldt-Brüder, aus deren Biografie und darüber zu erfahren, wie sich ihr Leben und Schaffen auch in der heutigen Zeit noch spüren lässt. Besonders unsere jungen Mitglieder haben den Wunsch nach mehr Informationen geäußert.

Nun gibt es natürlich unzählige Bücher sowohl zu Wilhelm als auch zu Alexander von Humboldt – ihre Biografien, ihr Briefwechsel und ihr Wirken für Deutschland, Europa und die Welt. Das wollen und können die 30. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft nicht durch ein weiteres Buch ergänzen.

Es ist aber interessant, welche Sichten auf die Humboldt-Brüder existieren, welche unerwartete Gedanken und Erlebnisse sich auftun, wenn man sich mit den Humboldt-Brüdern beschäftigt und versucht, sie in ihr damaliges Umfeld einzuordnen.

Im Dezember 2012 ist die Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Humboldt-Gesellschaft erschienen. Wie für eine Festschrift üblich, wurden dort im Wesentlichen nur kürzere Beiträge aufgenommen, die in direktem Zusammenhang mit der 95. und 96. Tagung der Humboldt-Gesellschaft standen und die im Jubiläumsjahr zu Gehör gebracht wurden. Längere, als Manuskript zur Veröffentlichung eingereichte Beiträge wurden erst einmal zurückgestellt. Ihnen und weiteren Beiträgen, die die Humboldt-Brüder unmittelbar tangieren, geben die 30. Abhandlungen eine Plattform.

April 2013

DAGMAR HÜLSENBERG
Koordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Die Varnhagens

Rahel Levin und Karl August Varnhagen von Ense

Lebenseinblick, Herzenskämpfe, Briefkultur

VON INGE BROSE-MÜLLER

KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE¹ (siehe **Abbildung 1**) war 1803 Hauslehrer im jüdischen Hause Cohen² zu Berlin, so wie manche seiner Zeitgenossen – selbst arm, aber klug – in wohlhabendem Hause wirkten, als sich folgende Begegnung ereignete, die er in seinem Memoirenwerk „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“³ beschreibt:



Abbildung 1: Wappen der von Ense gen. Varnhagen. Das Exemplar wurde zu Lebzeiten von Karl August Varnhagen hergestellt, um im Adelslexikon berücksichtigt zu werden (Quelle: Varnhagen-Archiv, Köln; siehe auch Literaturverzeichnis).

1 Karl August Varnhagen von Ense beschreibt zu Beginn seiner „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ (s. Anm. 3), dass er aus einem alsächsischen, ritterlichen Geschlecht in Westfalen stamme, schon im 12. Jahrhundert nachgewiesen. Da ein Vorfahr im Amt des Vikarius zum protestantischen Glauben übergang und bei protestantischen Geistlichen der Adelstitel nicht üblich war, nannte er sich nur Varnhagen. Auch der Vater als Arzt trug den Adelstitel nicht; er war außerdem den Zielen der Französischen Revolution gewogen. Karl August fand während seines Steinfurter Aufenthaltes 1810 in einem westfälischen Archiv Nachweise seiner Herkunft und nannte sich fortan wieder „von Ense“. Der Adelstitel wurde schon in seiner Zeit angezweifelt, aber da der preußische König das Adelsprivileg bestätigte und da das nach reiflicher Prüfung durch eine Kommission geschah, kann man „von Ense“ als bare Münze nehmen. Die nachträgliche Nobilitierung durch Friedrich Wilhelm III. ist verbürgt, das Patent liegt im Nachlass in Krakau; siehe Sternkatalog S. 833.

2 Über die Familie Cohen schrieb Richard Speich eine sehr lesenswerte Abhandlung: *Philippine Cohen – Eine Frau von großem Verstand und noch größerer Herzengüte*. Privatdruck des Verfassers, Jahrgabe der Varnhagen Gesellschaft für 2011

3 Karl August Varnhagen von Ense, *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, 5 Bde, Frankfurt 1987 (zit.: DW)

„Eines Abends, da Herr Cohen, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, das Bette hütete, und ich daneben sitzend den zum Tee Versammelten aus Wieland vorlas, wurde Besuch gemeldet, und bei dem Namen entstand sogleich die Art von Bewegung, welche sich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günstigem verknüpft. Es war Rahel Lewin⁴ oder Robert, denn auch den letztern Namen führte sie schon damals. Oft schon hatte ich sie nennen hören, von den verschiedensten Seiten her, und immer mit einem so besonderen Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichste, mit keinem andern zu vergleichende Wesen denken mußte. Was von ihr insonderheit Lippe⁵ und Frau von Boye⁶ mir gesagt, deutete auf ein energisches Zusammensein von Geist und Natur in ursprünglichster, reinsten Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen sie versuchte, mußte ich im Gegenteil oft das größte Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenschaft viel gesprochen, einer Verbindung mit einem Spanier von der Gesandtschaft, Raphael Urquijo, die, nach den Erzählungen, an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern besungene übertraf. Ich sah in gespannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritte der Angekündigten entgegen. Es erschien eine leichte, graziöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Übergewicht, die schnellen und doch festen dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnahmen, ein leidender Ausdruck ließ den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmut. Sie bewegte sich in dunkler Bekleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig. Was mich aber am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbare Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anspruchslosen Äußerungen der eigentümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Teilnahme ließ hinwieder auch den Geringsten gern an dieser Gegenwart sich erfreuen. ... ich wüßte mich eigentlich keines bestimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägtes Geistreiches, Paradoxes oder Schlagendes sich zur Bewahrung dargeboten hätte; aber die unwiderstehliche Einwirkung des ganzen Wesens empfand ich tief, und blieb davon so erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwür-

4 Varnhagen schreibt in den DW „Lewin“, die Schreibung wechselt in den Quellen, heute üblich -v-.

5 Alexander Graf zur Lippe; Briefwechsel mit Rahel

6 Boye, Johanna Wilhelmine von, geb. Hitzel Bernhard, gesch. Fliess, spätere Gräfin Sparre; Rahels Jugendfreundin.

digen Besuchs einzig von ihm reden und ihm nachsinnen mußte. Man scherzte darüber, und weil der Scherz fast verdrießlich wurde, so trotz' ich ihm desto eifriger durch Niederschreiben eines Sonetts, das den empfangenen Eindruck begeistert schildern wollte, und daß ich die Dreistigkeit hatte, eben weil man sie mir bezweifelte, am andern Tag versiegelt abzuschicken, ohne daß ich weiterhin etwas von der Sache gehört oder ihr nachgefragt hätte. Rahel Lewin selbst wiederzuse-

hen war mir darauf Jahre lang nicht beschieden. Ihr Name aber blieb mir als ein ungeschwächter Zauber in der Seele, nur ahndete ich auf keine Weise, daß mit jenem frühen Begegnen und jenen vorlauten Zeilen ein erster Ring gefügt worden, an welchen viele folgende sich einst anreihen und die entscheidendste Wendung und dauerndste Vereinigung meines Lebens geknüpft sein sollte.“⁷

Die Beschreibung aus den „Denkwürdigkeiten“ eröffnet uns den Blick in den Salon der Philippine Cohen um 1803. Man sitzt beisammen, trinkt Tee; dass der Hausherr krank ist, stört kaum; Varnhagen liest Wieland, den damals hoch verehrten, vor; als Gast gemeldet wird Rahel Levin (siehe **Abbildung 2**), die schon seit 1790 in der Berliner Jägerstraße ihren Salon führt und mit bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit vertraut und befreundet ist. Die beiden Humboldts verkehren bei ihr, auch Prinz Louis Ferdinand von Preußen und ihre Freundin Pau-



Abbildung 2: Rahel Levin Varnhagen, 1796. Bronzerelief von Christian Friedrich Tieck (1766–1851) nach einer Zeichnung von 1796

(Quelle: Varnhagen Archiv, Köln, siehe Lit. Verz.)

⁷ DW Bd. 1, S. 270f.

line Wiesel, welche ein Paar sind; Henriette Herz gehört in ihren Kreis und die Brüder Schlegel, auch Schleiermacher, Chamisso, Jean Paul, die Brüder Tieck, Friedrich Gentz.

Varnhagen erlebt Rahel 1803 zum ersten Mal, schildert uns seinen Eindruck aber aus einer späteren Sicht, als er den Fortgang der Dinge kennt. Der Herausgeber datiert den sechsten Abschnitt der „Denkwürdigkeiten“ auf den Anfang der 1830er Jahre.⁸ Dieser Abstand soll uns nicht hindern, Varnhagens ersten Eindruck ernst zu nehmen.

Er begreift sie zunächst im Urteil anderer; in ihm ist das Bestreben, keine Kritik gegen sie gelten zu lassen. Auffallend in seiner Beschreibung ist die Verknüpfung von Gegensätzlichem, „Geist und Natur in ursprünglichster, reinsten Kraft und Form“⁹. Dem Achtzehnjährigen steht die meist lebensfrohe Rahel im Alter von fast 32 Jahren gegenüber. Varnhagen ist derart fasziniert von der Erscheinung, dass er seinen Eindruck in einem Sonett festhält, das in den *Musen-almanach* geht, den er 1804 mit Chamisso gemeinsam herausgibt.¹⁰

Wenn in Varnhagens Worten ein Bild von Rahel entsteht, so geben sie gleichzeitig über ihn Auskunft, sein Sprachvermögen zeigend. Karl August Varnhagen von Ense, 1785 in Düsseldorf als Sohn eines Arztes und einer Elsässerin geboren, erlebte Zeitgeschichte in unmittelbarer Nähe, beeinflusst von der Französischen Revolution, von Napoleons Kriegszügen, die liberalen Gedanken des Vaters aufgreifend. Wenn man seine lyrischen Versuche wohlwollend übergeht und ihn als Medizinstudent, Journalist, Essayist, Kritiker und Diplomat vorstellt, hat man seine größte Wirkung noch nicht berücksichtigt. Sie beruht darauf, dass er sich selbst historisch geworden ist. Wie Goethe beschreibt er sich und seine Mitmenschen auf dem Hintergrund der Geschichte und übermittelt sie der Nachwelt.¹¹ Deshalb liegt seine Lebensleistung in den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, in der Nachfolge von Rousseaus „Bekenntnissen“ und Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Vergleichbar wichtig ist allerdings das „Buch des Andenkens“, das er mit Rahel gemeinsam beginnt und nach ihrem Tod 1833 den Freunden widmet. Darin ist die Vielfalt von Rahels Briefschaften zu einem Lebensbild vereint. 1834 kommt eine erweiterte, dreibändige Ausgabe heraus. Die dritte geplante vollendet Varnhagen nicht. BARBARA HAHN bringt 2011 nach jahrelanger Arbeit auf Varnhagens Grundlage erneut „Rahel. Ein Buch des Andenkens“ (siehe Literaturverzeichnis zit. BdA) heraus – in sechs Bänden. Dieser lebensvolle Nachlass kann uns nach 200 Jahren noch immer interessieren. Wie

8 DW Bd. 1, S. 808

9 DW Bd. 1, S. 270

10 DW Bd. 1, S. 272

11 „Über Geschichte kann niemand urteilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat“, sagt Goethe in „*Maximen und Reflexionen*“, HA Bd. 12, S. 395

Rahel selbst ihre Briefe auffasste, schreibt sie nach der Trennung von ihrem ersten Verlobten beim Aufbruch nach Paris in einem Brief an die Jugendfreundin Wilhelmine von Boye, Berlin, den 1. Juli 1800:

„Adieu! – und sterb‘ ich – such‘ *alle* meine Briefe – durch List etwa – von *allen* meinen Freunden und Bekannten zu bekommen (und Finck‘ sag‘, ich *befehl‘* es als eine Todte und Getödtete – nicht just von ihm – daß er sie gebe) – und ordne sie mit Brinckmann. Es wird eine Original-Geschichte und poetisch. Adieu! ...

Dies, Boye, bind‘ ich dir als eine *Pflicht* auf. Ich *will* es. Das darf man doch von einer Freundin fordern. Leb‘ wohl!“¹²

(Heute fährt man in gut zwei Stunden mit dem TGV von Mannheim nach Paris. Um 1800 waren es mehrere Tagesreisen, bei den unsicheren Wegen mit ungewissem Ausgang! Varnhagen klagt auf der Reise nach Teplitz 1811 über „die öde Einförmigkeit der Gegend und die Langeweile des Hinschleppens“. ¹³ Entfernungen zu überwinden, ist also keineswegs ein romantisches Vergnügen, wie Eichendorff im „Taugenichts“ nahe legt!)

Mit 300 Zeitgenossen stand Rahel Levin im schriftlichen Gespräch, etwa 6000 Blatt sind erhalten. Im Unterschied zu anderen Künstlern der Zeit weist sie nicht einzelne Kunstwerke, Romane, Gedichte als Werk auf, sondern die Briefe und Billets sind ihre Leistung, mit der sie ihre Gesellschaft vereint. Ihr Leben, das nicht immer einfach war, ist ihre Kunst. Und Varnhagen hat dieser Kunst Dauer verliehen.

Hannah Arendt behauptet (leider ohne Beleg), Rahel habe, als sie sich einmal den größten Künstlern verglich, gesagt: „Mir aber war das Leben angewiesen.“¹⁴ Entgegengesetzt zu dem günstigen Urteil Varnhagens beschreibt Arendt Rahels „Schlemihlsein“, dies an den Rand gedrückt Sein: „nicht reich, nicht schön und jüdisch“.¹⁵

Dass Rahel zwei Seiten hatte, belegt auch der Briefwechsel mit Hans Genelli, Architekt, Sohn eines Römers, der sich in Berlin niedergelassen hatte. Sie kannte Genelli aus dem Hause des Grafen von Finckenstein, ihres ersten Verlobten. Genellis Briefe, seine Anreden zeigen, wie Rahel in den 1790er Jahren wahrgenommen wurde:

12 BdA, Bd. 1, S. 215

13 DW 2, S. 210

14 Hannah Arendt, *Rahel Varnhagen – Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*, München 1959, Tb-Ausg., 16. Aufl. 2010, S. 13. Nachträglich gefunden: *An David Veit in Hamburg. Berlin den 26. Februar 1805*. BdA Bd. 1, S. 379

15 Hannah Arendt, S. 39

„Berlin, Frühjahr 1797

Ich küsse der freundlichen Rahel die Hände, und ersuche sie, die Journale zurückzuschicken.

... Sagen Sie mir, holde Priesterin! Wird man eitel über das Wohlwollen eines Andern?¹⁶

Zwei Briefe weiter heißt es: „Rahel! Wie ist Ihnen heute? Sind Sie noch so verdrießlich, wie letzt? und wie hab' ich auch ungeschickt Ihren Unwillen vermehren müssen?“

Und im nächsten Brief: „Vortreffliche ... ja wie soll ich Sie nun benennen? ... Meine liebe Wahrheit! – oder wollen Sie mir auch das nicht heißen?“¹⁷

Rahel betrachtet Genelli nur als Mittelsmann. Als sie die Verlobung mit Graf Karl Finck von Finckenstein löst, schreibt sie am 20. Dezember 1799: „Genelli, sagen Sie Finck, ich würde ihm für's erste nicht schreiben...“. Offenbar haben in der Spätphase dieser Beziehung Missverständnisse eine Rolle gespielt, denn am Schluss heißt es: „Was ich von Louisen schrieb, ist völlig mißverstanden und braucht nur noch Einmal gelesen zu werden. Es ist gar nicht die Rede von Finck seinen Falten, ganz von ihnen.“¹⁸ Falten sind auch nicht der Grund der Trennung, sondern mangelnde Ebenbürtigkeit Rahels für die Finckenstein-Familie und ihr Vorwurf, dass er nicht mutig zu handeln verstehe, so geht es aus ihrem Abschiedsbrief vom 4. September 1799 hervor.¹⁹ Doch in einer Notiz vom 21. Mai 1811 erwähnt sie nach einem Besuch Finckensteins „... und unter den Augen etwas Falten, die das Leben hinter sich läßt; ...“²⁰

HANNAH ARENDT vertritt die These, Rahel habe durch Heirat aus dem Stand der armen Jüdin herauskommen und mit Karl von Finckenstein, den sie im Winter 1795 in der Theaterloge kennen lernt, in den Adel aufsteigen wollen. Schon im Sommer zuvor habe sie ihre Heiratsabsicht in einem Brief an den seit langem befreundeten Brinkmann, den schwedischen Gesandten, geäußert: „... Ich bin nun völlig überzeugt, daß ich heirathe.“²¹ Isoliert klingt das wie ein fester Entschluss, nach dem Rahel die erst beste Gelegenheit ergriffen habe. Doch ist dies Thema auch schon im vorigen Brief Gegenstand von Scherzen. Als es darum geht, dass Brinckmann jemanden aus seiner Nähe entfernen möchte, schreibt sie: „Geht's aber gar nicht, so komme ich Ihnen zu Hülfe, und heirathe ihn.“²²

16 Varnhagen von Ense, *Rahels Umgang und Briefwechsel*, Leipzig 1836, S. 193, ebenso in: BdA Bd. 6, S. 65

17 *Rahels Umgang und Briefwechsel*, S. 195f.

18 BdA 1, S. 195ff.

19 BdA 1, S. 186ff.

20 BdA 2, S. 239

21 Arendt, S.41. BdA, S.148

22 BdA 1, S.142

Rahel ist 24 Jahre alt, da ist der Gedanke an Heirat nahe liegend und nicht zwingend ein Zeichen dafür, das Judentum hinter sich zu lassen, zumal sie sich erst 1814 christlich taufen lässt, als sie Varnhagen heiratet. Ihre Brüder gingen diesen Schritt schon 1800 und nannten sich Robert mit Nachnamen, den Rahel auch gelegentlich führt. Doch beobachten lässt sich, dass auffallend viele ihrer Freundinnen Nichtjuden heirateten und ihren Namen christlich änderten. Die Gleichstellung der Juden scheint eine Zeitlang durch die Aufklärung vorangekommen zu sein, man denke an den Toleranzgedanken in Lessings „Nathan der Weise“; aus politischen Gründen werden die Juden im preußischen Emanzipations-Edikt von 1812 gleichgestellt. Man braucht Staatsbürger im Kampf gegen Napoleon; eine Assimilation vollzieht sich trotzdem nicht. Im Privaten bleiben Ressentiments, die sich durch die Restauration wieder verstärken. (s. u.)

Varnhagen erwähnt bei seiner ersten Begegnung mit Rahel ihre Liebesbeziehung mit dem spanischen Legationssekretär Don Rafael d'Urquijo, die von 1802 bis 1804 währt. Über die Leidenschaftlichkeit wird viel gemunkelt, wie Varnhagen im Anfangszitat sagt. „Mon meilleur ami, mon bien le plus cher!“ schreibt sie an ihn, oder: „Süßer Liebling, Nein, Du weißt doch nicht, wie du mir gefällst, wie ich dich liebe! Die tiefste Seele ist mir bei Deinem Anblick erregt, und immer neu, immer eben so heftig. Dies macht mein Glück. – Du sprichst zu meinem Herzen, Deine Gestalt, Deine Miene rührt es; und es irrt sich *nicht*: es erkannte einen Engel, den meine ganze Seele liebt.“²³ Derart empfindsam setzen sich ihre Briefe fort. (Leider kenne ich seine nicht.) „In welchen Glutten diese Leidenschaft niederbrannte, welche Qualen aus ihr emporstiegen, und welche Trümmer davon übrig blieben, diese tragische Geschichte wurde mir sowohl mündlich in ihren noch unerloschenen Zügen mitgeteilt, als auch späterhin durch die schriftlichen Denkmäler vergegenwärtigt, welche davon erhalten waren. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunst des Vertrauens zum Lesen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe'n und Rousseau in dieser Art bekannt ist, nur selten hinanreicht“, schreibt Varnhagen in den „Denkwürdigkeiten“.²⁴

Was Varnhagen an Rahel fasziniert, deutet sich hier an: Es ist die starke Fähigkeit zu leben und zu lieben.

1804 löst sich Rahel von dem Geliebten wegen seiner rasenden Eifersucht. „Diese Leidenschaft, ihre Wendung, Urquijo selbst, blieben ihr ein stetes Problem, ihr Gemüth immerdar davon erfüllt“, heißt es in dem Band „Herzensleben“.²⁵

23 BdA 1, S. 330f.

24 DW 1, S. 529f.

25 „Herzensleben“ S. 183 – 185, zit. nach BdA, Bd. 6, S.346



Abbildung 3: Rahel Levin, Berlin 1807. Pastellzeichnung von Frédéric Christophe d'Houdetot (1778–1859)

(Mit freundlicher

Genehmigung des Wallstein Verlags, siehe Lit. Verz., Frontispiz zu Bd. 2)

Seit der ersten Begegnung vergehen Jahre, bis sich Varnhagen und Rahel (siehe **Abbildung 3**) 1808 erneut treffen, „Unter den Linden“ über den Weg gelaufen geradezu, Rahel begleitet von Nettchen Markuse, die er aus dem Cohenschen Hause kennt, was ihm die Möglichkeit eröffnet, die Damen anzusprechen. Nach der inneren Entfernung von seiner Freundin Fanny in Hamburg, die von beiden Seiten ausging, und der Enttäuschung über die Geisteshaltung seiner Studienfreunde („keiner von ihnen mochte mit mir Schritt halten“) ließ sein Inneres ihn „heftig nach einer neuen frischen Lebensquelle ausblicken.“ Diese offene Haltung mochte beide betreffen, da Rahels Salon nach Napoleons Sieg über Preußen in der Schlacht von Jena und Auerstedt 1806 den alltäglichen Sorgen und Verpflichtungen wich, nachdem schon kurz zuvor in der Schlacht von Saalfeld das wichtige Mitglied Prinz Louis Ferdinand gefallen war.²⁶ Varnhagen schreibt über die Begegnung mit Rahel: „Ich fand mich außerordentlich ange-

zogen, und bot all meinen Witz auf, um die schöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu lassen“.²⁷ Da Varnhagen Rahel schmeichelhaft zitiert, aber nicht ganz richtig, lädt sie ihn ein, sich „lieber selbst bei der Quelle solcher Äußerungen einzufinden. Gleich in den nächsten Tagen machte ich von dieser Erlaubnis den ersehnten Gebrauch.“²⁸

Fast täglich erscheint Varnhagen in der Jägerstraße 54, er fühlt sich „im Schwunge des vollen Glückes und gleichsam durch einen Ruck auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt ... , wo schon die Luft, die ich atmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung teilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirken und

²⁶ „der Kreis selber jetzt durch die Zeitverhältnisse völlig aufgelöst“ DW 1, S. 528

²⁷ Für alle Zitate dieses Abschnitts: DW 1, S. 519

²⁸ DW 1, S. 520

den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten.²⁹ Varnhagen beschreibt sein Leben mit Rahel als „Weihe“ in seinem Leben, die alles Vorhergehende übertrifft, aber er erwähnt auch seine Rolle des Ordnenen und Bewahrenden.

Auch Rahel ist beglückt durch Varnhagens Nähe, beide erleben eine Vereinigung in der Sprache. Rahel legt ihn aber nicht fest: „Ihr Brief, lieber alter Varnhagen, ist ein glückliches Kind von Ihnen, er hat viel Gutes von Ihnen. Er ist gut gesehen, fein aufgefaßt, vortrefflich ausgedrückt; und wird nach und nach immer wahrer, ehrlicher und ganz sanft. Das lieb' ich, und Sie lieb ich auch. ... Ich fühle es immer, inwiefern unser Leben zusammengehen kann; Sie aber nicht! Neigung natürlich richtet sich nach keinem Verhältnis: drum leben wir in Eintracht, in Liebe zusammen; sanft und stark und wahr miteinander: und wo es sich scheidet, sei's in Freiheit!“³⁰

Wie innig dies Verhältnis ist, belegen ihre Anreden. „Wie geht es dir, liebe, ja sehr liebe Rahel?“ fragt er aus Bayreuth, er sieht das Fichtelgebirge und kann es nicht genießen: „Meine Liebe zur Natur ist einseitig, sie will mit Dir sein, teuerste Rahel! Wie lieb' ich Dich, Du herrliche, tiefredende Natur!“³¹ Und wenn ihre Anreden „Gusteken“, „Kleiner“ verführen könnten, einen Mutter-Sohn-Komplex zu vermuten, so widerlegt Varnhagen das in demselben Brief: „Du hast so viele Liebkosungsworte, gutes Rähchen! Wenn Du mich lieber Kleiner nennst, bin ich sehr vergnügt. Es bringt mir meine große Ungeschlachtheit aus dem Sinne. Du liebst ja Schmeicheln. Ich schreibe Dir wahrscheinlich wenig mehr über Dich, wo soll ich neue Wendungen genug hernehmen? ... Sei gesund und fröhlich, theure Rahel, Du geliebtes Kind!“ Varnhagen kostet die Komik aus, wenn die von Gestalt kleine Rahel ihn, den Großen, Kleiner nennt. An Mutter-Sohn-Verhältnis ist nicht zu denken, da er sie gleichfalls „geliebtes Kind“ heißt. Die Verkleinerung ist Ausdruck des Liebevollen.

Als Notwendigkeit fasst Rahel ihre Briefkultur auf, wenn sie dem Freund anfangs schreibt: „Sie wissen es wohl, ich kann nicht gut sprechen: und wenn ich mit Ihnen gesprochen habe, so ist es so gut, als sei es nicht geschehen. Manchmal gelingt es mir, was ich nicht sagen kann, zu schreiben, und auch umgekehrt.“³² Daraus ist nicht zu schließen, dass ihr das leichte, mündliche Wort fehlte, das zeigt ihr Auftritt im Hause Cohen z. B., doch der Brief bietet die Möglichkeit zur Vertiefung und Festlegung der Gedanken. Varnhagen übermittelt ihr am 24. Ok-

29 Ebd.

30 Rahel Varnhagen, *Briefwechsel mit August Varnhagen von Ense*, hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1967, S. 14f.

31 Ebd. S. 40

32 Ebd. S. 9

tober 1808 aus Bayreuth Jean Pauls Worte: „Du schriebest vortrefflich, es sei aber notwendig, daß Du an jemand schriebest.“³³

Und sie achtet genau auf das Wort, das ihr entgegenkommt. 1810 schreibt sie an Varnhagen in Prag: „Welch einen Katzenbrief³⁴ hast du der Guten geschrieben! Ja, er ahmt die glatten, kleinen Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinsten Theilen seiner anscheinend verwickelten Phrasen bis zum Verwechseln nach, und könnte der Mensch aus einem Briefe eine Katze machen, ..., deiner finge Mäuse... Ich weiß, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekommt die Vergangenheit Leben; die Gegenwart Festigkeit; und einen künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historie erregt, schaffen Muße, Götterzeit und Freiheit: wo sonst nur allein Stoßen und Dringen und Drängen, und schwindliches Sehen und Thun möglich ist; ... Nicht weil es mein Leben ist, aber weil es ein wahres ist; weil ich vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie z. B. ich einer bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend aussprach. Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur bin, ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, weil sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schicksal nur konnte abfolgen lassen;...“³⁵

Über Wahrheit, Freiheit oder Schicksal schreiben andere Abhandlungen. Rahel formuliert ihre Lebensweisheit verschwenderisch dem einen Briefadressaten und achtet ihn dadurch hoch.

Selbst nach 24 Jahren, also 1832, bezeichnet Varnhagen Rahel als „das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens“. Betrübt ist er durch die „Sorge um die geliebte, von stürmischen Leiden hart befallene Freundin“.³⁶ Leidend kennt er sie seit der ersten Begegnung 1803, das hat der Freude der Gemeinsamkeit seit 1808 trotz der Steinfurter Briefkämpfe im Jahr 1810 keinen Abbruch getan. Er sieht sich und sie als „vertraute Lebensgenossen“, und die Briefe gäben „nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Wesen, dessen Hauptsache gerade die ursprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit ist“.³⁷

Schon überschattet in der Endphase von Rahels Leben, sammelt Varnhagen all seine wunderbaren Eindrücke von seiner Frau, rühmt sie als „echten Menschen, ... überall Natur und Geist in frischem Wechselhauche, ... überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und

33 Ebd. S. 41

34 In Anlehnung an „Katzentisch“ könnte man hier zunächst eine negative Kritik vermuten. Die Fortsetzung zeigt aber, dass Rahel ihren Briefpartner wegen seiner Treffsicherheit und Gewandtheit rühmt.

35 BdA 2, S. 169ff.

36 DW 1, S. 521

37 DW 1, S. 521

durch Klugheit und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies alles durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und tätigen Menschenliebe, der zartesten Achtung für jede Persönlichkeit, der lebhaftesten Teilnahme für fremdes Wohl und Weh.³⁸

Selbst wenn man zugibt, dass Varnhagen unter dem Eindruck von Rahels Krankheit zum Tode diese Superlative aufreicht: Wäre sein Leben mit Rahel nicht glücklich gewesen, hätte er schweigen können! Wie heute staunte man schon in jener Zeit über das nicht alltägliche Verhältnis mit einem Altersvorrang der Frau von 14 Jahren. „Irgend ein Vorurteil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den verschiedensten Kreisen und Standpunkten seit so langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen“³⁹, weist er weit von sich. Eine andere kluge Frau jener Zeit, die Hofrätin Henriette Herz, zeigt sich in der Anfangsphase der Beziehung „verwundert, wollte nicht recht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verstehen könnten“, trifft aber des Rätsels Lösung auf den Punkt genau: „meinte jedoch lächelnd, interessant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden.“⁴⁰ Henriette Herz scheint aber nicht damit zu rechnen, dass dieses Verhältnis von Dauer sein könne.

Was Varnhagen und Rahel aufs Engste verbindet, ist ihre unbedingte Wahrheitsliebe, deretwegen er sie mit Goethes Iphigenie vergleicht.⁴¹ Da er sie in ihrer Familie von Mutter und Brüdern nicht angemessen behandelt sieht, schreibt er: „Ich glaubte Iphigenie’n unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nur um so stärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Ersatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darbringen zu dürfen, die ihr nur allzu oft versagt wurde.“⁴² Scheint es, als opfere er sich zu ihren Gunsten, so empfindet er viel stärker den Gewinn, Rahels Teilnahme für sein Leben zu erlangen. Sie sind sich gegenseitig des Interesses wert, das verbindet sie.

Man wäre zu Recht skeptisch gegen die Darstellung, wenn es nicht auch Stimmungen und Verdruss gegeben hätte. Das geht z. T. von seinem Absolutheitsanspruch aus. „... sie konnte mit argloser Grausamkeit die schönsten Nachmittage und Abende, die ich in höchster Anregung zuzubringen hoffte, nach Zufall und Willkür dem gewöhnlichsten Gesellschaftsanspruch opfern...“⁴³

Eine schnelle, romantische Verbindung der Liebenden verhindert die politische Lage in Berlin nach Napoleons Okkupation. Die Reisepläne scheitern an

38 DW 1, S. 522

39 DW 1, S. 523

40 DW 1, S. 537

41 Bezug auf Goethe, *Iphigenie*, V. 1916ff. „verherrlicht durch mich die Wahrheit“; was sich weiter zurückbeziehen lässt auf Joh.Ev. 17,1: „verherrliche deinen Sohn, auf daß dich der Sohn verherrliche.“

42 DW 1, S. 527

43 DW 1, S. 535

der „Beschränktheit der verfügbaren Mittel“⁴⁴. Und Varnhagen wird sich seiner Situation bewusst: „Es kam mir wie die größte Torheit und Albernheit vor, daß ich mich, ohne Gewähr häuslichen Glückes, bürgerlich niederlassen und in dürftigen Anfängen abschließen sollte, ..., in solch jungen Jahren, bei so vielfacher Ansprache der Welt an mich“⁴⁵. Zwischen der Laufbahn des Arztes, dem Kriegsdienst aus Vaterlandsliebe, der Schriftstellerei muss er sich entscheiden. Er entschließt sich zunächst zum weiteren Medizinstudium in Tübingen. „Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, desto inniger fühlten Rahel und ich den Wert und das Glück unserer Verbindung. Wir suchten den Schmerz durch Geistesstärke zu verscheuchen,... Es schien Torheit, Wahnsinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorsätze unverändert, und durchaus einwilligend stimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Mut uns zu trennen gestärkt durch die Kraft des Zusammenseins.“⁴⁶

Es spricht für Varnhagens Tatkraft und Weitblick, dass er in seinem jugendlichen Alter aufbricht; „Ich mußte fort, um als ein Anderer wiederzukommen, ... Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß. ... Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorstellen mußte, daß ich diese Augen bald nicht mehr sehen, diese Hand nicht mehr küssen, diese Stimme nicht mehr hören sollte, da mußte ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlassenen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung, aus der nur die Gelübde des Wiedersehens sich um so stärker emporhoben, und einigen Trost gewährten.“⁴⁷ Es bedarf erst einer Einladung Rahels nach Leipzig, dass Varnhagen den Absprung von Berlin schafft.

Im Nachhinein rechtfertigt und erklärt Varnhagen noch einmal die enge Verbindung dieser beiden Menschen, die viele nicht für möglich gehalten haben oder halten: „Ich war damals vierundzwanzig Jahre alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieser Jahre älter, und dieser Umstand, welcher unsre ganze Lebensstellung weit auseinander zu rücken schien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in sich selber wahr gewesen. Allein er bestand mehr als Zufälliges, und war in allem Wesentlichen aufgehoben und vernichtet.“

Varnhagen postuliert eine innere Wahrheit gegenüber dem äußeren Schein, wenn er fortfährt: „Dieses edle Leben, dem schon so mannigfache Weltanschauung geworden, ein so großer Reichtum von Glücks- und Leidenslosen zugeteilt gewesen, dieses Leben erschien unzerstörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geistes, der in freier Höhe über den Tageswogen schwebte, sondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Dasein, wa-

44 DW 1, S. 545

45 DW 1, S. 546

46 DW 1, S. 548

47 DW 1, S. 548f.

ren wie in frische Klarheit getaucht, und die reinste, erquickendste Gegenwart stand herrschend mitteninne zwischen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Verbindung mußte uns jedoch damals noch versagt sein.⁴⁸

Sechs Jahre der Trennung folgen! Sie bescheren uns eine Vielzahl von Briefen, in denen die guten Vorsätze der Beteuerung beim Abschied auf die Probe gestellt werden.

Varnhagen geht 1809 von Tübingen nach Hamburg, wo die frühere Verbindung mit der Bankierswitwe Fanny Hertz noch immer unentschieden bleibt. In den europäischen Turbulenzen durch Napoleon schließt er sich im Juni 1809 dem Obersten Fürst Wilhelm von Bentheim an und wird Fähnrich im k.k. Infanterieregiment Vogelgesang, kämpft also auf Österreichs Seite gegen Frankreich. Im Juli wird er in der Schlacht bei Wagram verwundet, hält sich einige Zeit im Lazarett bei Wien auf; im September nach Preßburg reisend, kommt ihm sein Medizinstudium zugute, er heilt seinen erkrankten Oberst von Bentheim, der ihm freundschaftlich verbunden ist. Dieser schickt ihn zur Erledigung von Geldangelegenheiten (Spielschulden) zu seiner Familie nach Steinfurt in Westfalen, was auch Varnhagen selbst zugutekommen soll, da er schon einige Zeit keinen Sold mehr von seinem Oberst bekommt.⁴⁹ Die Finanznot verhindert Augusts und Rahels Wiedersehen immer aufs Neue. Es entsteht aber auch eine Geiztheit, weil Rahel durch ihren Umgang und Briefwechsel mit Alexander von Marwitz in Berlin und Varnhagen durch die Schilderung der gunstvollen Aufnahme in der Familie von Bentheim einander deutlich machen: Es gebe auch andere Optionen!

Außerdem zeigen Varnhagens zum ersten Mal veröffentlichter Reisebericht „Paris, 1810“ und Henriette Mendelssohns Briefe 1810 an Karl August, wie liebevoll er in Paris aufgenommen wurde.⁵⁰

Im Sommer 1810 ist Rahel sehr krank und will mit Varnhagen nach Bad Teplitz fahren, wird aber hingehalten. Im September schreibt er in Anlehnung an

48 DW 1, S. 550

49 Vgl. dazu: Nikolaus Gatter, „*Mein voriger Brief nach Steinfurt war weicher, als dieser.*“ *Karl August Varnhagen zu Besuch im Münsterland 1810/11*. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 7/2004, hrsg. v. Walter Gödden, Bielefeld: Aisthesis. S. 41ff.

50 Karl August Varnhagen von Ense, *Paris 1810, Reisebericht aus Straßburg, Lothringen und Paris mit neun Briefen von Henriette Mendelssohn*. Hrsg. und mit einem Nachwort von Nikolaus Gatter. Varnhagen Gesellschaft e.V., Köln 2013

das älteste deutsche Liebesgedicht⁵¹: „Wollen wir uns denn nicht verheirathen? Ich bin Dein! Und Du bist Dein, dann aber auch mein. Ist es nicht also?“⁵²

Da entlädt sich am 21. Oktober 1810 ihr angestauter Ärger: „Soeben, lieber Varnhagen, erhalte ich Deinen Brief aus (Burg-?) Steinfurt, – mal schreibst du Steinfurt, mal Burgsteinfurt, – ... Deiner [Dein Brief] empört mich. (Ich habe Dir ungefähr vor drei Wochen nach Stein-, nicht nach Burgsteinfurt geschrieben.) Deinen Brief durch Neumann hab‘ ich, zwar nachdem er vier Wochen gelaufen war, erhalten.“⁵³

Über solche Kleinigkeiten regt man sich nur auf, wenn das Problem an anderer Stelle liegt! Rahel fährt fort: „Du bist ja in den Steinfurt’schen [Briefen] noch vaguer, *plus vague*, geworden! Mitten im Winter kann ich wegen meiner Börse und Gesundheit nicht reisen. Du hast mich Geld, Zeit, Quartiere, Bequemlichkeiten aller Art verlieren lassen, seit ich Dich kenne. *Noch* leid‘ ich dran. ... Ich habe Dir nichts anzubieten; also muß Du natürlich bei Deinem Obristen bleiben. Ich war sehr krank. Gräßlich unglücklich; bin alt geworden; und verstehe keinen Spaß mit meinem Schicksal mehr. Du hättest mich behalten sollen, und nicht immer das nachmachen, was Du eben siehst. Mein voriger Brief nach Steinfurt war weicher als dieser. Obgleich auch hart. Heiraten willst Du mich immer nebenher! Bei einer Frau bleibt man. Sonst ist es keine. Ich *will* Dir zwar das Ungemach, das Du mir bereitet hast, verzeihen, aber ich kann nicht. Worin bist Du denn nun anders gegen mich als die Menschen, die ich Leute nenne? Du mußst gut leben, darin gebe ich Dir recht. Mich hast Du aber diesen Sommer im Unglück gelassen. Das verzeihe Dir selbst. Diesen Winter bleib‘ ich in Berlin. Adieu. Ich bin zu ärgerlich. – Rahel“.⁵⁴ Lauter energische, kurze Aussagesätze – so liest sie die Leviten! Und Varnhagen antwortet von Steinfurt, den 1. November 1810: „... Geliebte Rahel, einziges von mir mit aller menschlichen Inbrunst gehegtes Wesen! ich sehe mit Liebesaugen auf Deine herbstliche Strenge, die mich jetzt in vielen welken Blättern niederrauschen läßt, und weiß mit Zuversicht, daß ich im neuen Frühling auch wieder frisch und munter an Deinen Zweigen grünen werde! [Er spricht von ihren „Dornenbriefen“, nimmt sie ernst, läßt

51 „Du bist min, ich bin din:

des solt du gewis sin.

du bist beslozzen

In minem herzen:

verloren ist daz slüzzelin:

du muost immer drinne sin.“ *Des Minnesangs Frühling*, hrsg. v. Karl Lachmann, Stuttgart 1962, S. 1
52 *Varnhagen und Rahel, Briefwechsel*, hrsg. von Ludmilla Assing 1874, neu-verlegt von Herbert Lang 1973, 6 Bde., Bd. 2, S. 86. Varnhagen aus Paris, den 4. Sept. 1810

53 BW mit Varnhagen, S. 146

54 BW mit Varnhagen, S. 146

sich aber von ihrem Unmut nicht anfechten.] Es ist wahr, Du siehst scharf mit Deinen lieben Augen, und lässest mit Deinem Blick Wahrheit aufsprießen überall, wo sonst kein himmlischer Sonnenstrahl den Keim aus der steinigten Erde hervorgelockt hätte... Wenn ich in dieser Rücksicht Dir an Wahrheitsmut gleiche, so stehe ich vielleicht in diesem Augenblick durch Deine eigne Schuld noch im Vorzug über Dich: denn ich werde nicht irr und schwanke nicht, und bei aller Verwirrung ... bewahre ich in den Gedanken die reinste Sicherheit und Liebesanhänglichkeit allem!⁵⁵

Aus diesem Brief spricht die liebende Wärme, aber Varnhagen rechtfertigt sich auch, greift einzelne Sätze auf, die besonders geschmerzt haben, wie der Vorwurf, er habe sich aushalten lassen, er legt seine Not des vorigen Jahres dar.

„Als ich Hamburg verließ, war schon lange mein Gedanke, in diesem Kriege mir eine Kugel zu suchen, denn ich ahndete wohl recht, daß ich nicht bei Dir bleiben könnte, und gottlob! daß ich so nicht blieb; Du selbst willst von dem Manne Ansehen, Ehre, erwerbenden Fleiß, irdische Macht, und hättest mich doch, so wie ich war, nicht gern behalten, in mir aber waren lauter Enden, kein Anfang zu einer bürgerlichen Laufbahn. ... Es ist eine Schmach, daß ich dergleichen an Dich, meine geliebte Rahel, schreiben muß, und die Tränen brennen mir darüber auf dem Herzen!“⁵⁶

Er schließt diesen Brief als Liebesbrief:

„Vergiß nicht, daß ich Dir grenzenlos zugetan bin, und überzeuge Dich aufs neue, daß zwischen uns jede Möglichkeit möglich ist, ohne uns auseinander zu reißen, ich bilde mir ein, so gut wie Du über jede geringe Ansicht und Behandlung hinweg zu sein. Leb wohl, leb wohl! Ewig Dein treuer Varnhagen.“⁵⁷

Darunter schreibt er: „Steinfurt (oder Burgsteinfurt, das ist einerlei)“ und entschärft damit den emotionalen Anfang ihrer harten Abrechnung. Rahel reagiert fast sprachlos, „beinah zum erstenmal im Leben“, sagt sie und verlangt nach Ruhe. „...Sehen wir uns, so findest Du mich lebendig wieder: nicht allein nicht begraben, sondern zum Weiterleben, mit Geist, und Verstand, und aller redlichen, lebendigen Teilnahme, fertig. Was sollt' ich wohl noch sagen! Weißt *Du* was?“⁵⁸

In diesem Brief vom 12. November 1810 bekennt sie „... ich habe die Grazie verloren“. Dieselbe Formulierung findet sich auch in einem „Tageblatt“ vom 21. Mai 1811, also ein halbes Jahr später: „Ich habe keine Grazie; und nicht einmal die, einzusehen, woran das liegt: außerdem, daß ich nicht hübsch bin, habe ich auch keine innre Grazie. Das denk' ich schon sehr lange; aber so ganz bestimmt, noch nicht so sehr lange. ... Doch ist es ausgemacht, daß ich klug bin.

55 BW mit Varnhagen, S. 147ff.

56 BW mit Varnhagen, S. 151f.

57 BW mit Varnhagen, S. 155

58 Ebd. S. 157

Ich sagte auch vor *langen* Jahren einmal zu Jettchen Mendelssohn, die überaus frappiert davon war: Ich bin unansehnlicher als häßlich. ... Und ich vergöttere doch gewiß Schönheit; bete sie an.“⁵⁹

Diese Selbstbetrachtung mag bei ihrer Wahrheitsliebe Richtigkeit haben, zeugt aber auch, wenn man Bildern aus der Zeit trauen darf, davon, dass sie aus Enttäuschung in ihren Lebensplänen überkritisch ist.

Von ihren Briefen, die Varnhagen in Wien erwarten, sagt er (11. März 1811): „... waren mir wie die Umgebung eines sturmgeschüttelten Waldes, wo die Äste krachend aneinander schlagen und brechen, und im heulenden Sausen das abgerissene Laub wirbelnd auf den Boden taumelt. Mir ist lieb, daß Du sie schreiben konntest, und ich liebe Dich doppelt dafür; denn tiefe Wahrheit ist in ihnen, ...“⁶⁰ Doch dann zeigt er auch all ihre temperamentvollen Widersprüche auf. Ihre Chance auf Gemeinsamkeit liegt darin, dass beide zu Sachthemen und bedeutenden Persönlichkeiten übergehen, die Gründung der Universität in Berlin, Wolf, Fichte, Goethe, Gentz... und nicht länger ihre eigenen Befindlichkeiten ins Feld führen.

Wie Varnhagen vorausgesagt hat, springt Rahel im Frühjahr 1811 über ihren Schatten und unterbreitet ihm am 27. April einen Vorschlag, den sie vor kurzem noch gegeißelt hatte: „Es ist schrecklich, mein Freund, Dir in dieser Stimmung – schon längst kann ich nicht mehr schreiben – schreiben zu müssen... Ich habe zu verzehren zwölfhundert preußische bare Kurant-Taler⁶¹ des Jahrs. Nun schreibe mir mit Ja oder Nein: glaubst Du, daß wir beide ... in Teplitz, oder einer anderen angenehmen kleinen Stadt, oder in Prag wohnen können? so will ich kommen. ... Ich setze meine Meubel hier irgendwohin; und geht's nicht, kehre ich hierher zurück. Oder bietet sich *Dir* etwas Schönes, woran ich nicht teilnehmen kann. Ich will nicht großprahlerisch leben. ... Ich kann mit einem Freund, mit dem, was er und ich uns bieten, und mit einem ziemlichen Auskommen zufrieden sein. Kannst Du's auch? Ich kenne ganz die Welt, die Geschichte, die Staaten. Was sie zu bieten vermögen. Unergründlicher, noch tiefer wahr und unschuldig als sonst, sollst Du mich finden. Du bist der Einzige, der an mir hängt. Verlierst Du den Gedanken, daß Du noch schöne Aventüren haben kannst: so bleibt auch Dir nichts Besseres, als mich zu haben. Binden tue ich dich ja nicht. Laß es eine Probe auf ein Jahr sein. ... Und antworte gleich! Was hilft Sehnen in Wäldern? Weinen in Zimmern – wie ich tue – Herzpochen, Angst? *Unternehmen* wir etwas für und mit einander ... Das Vergnügen, den Krieg mitgemacht

59 BdA 2, S. 241f.

60 BW mit Varnhagen, S. 158

61 „Entspricht der Metallwert einer Münze ihrem Nennwert, dem Nominalwert, haben wir eine *Kurantmünze*; im andern Fall liegt eine *Scheidemünze* vor. Wolfgang Trapp, *Kleines Handbuch der Münzkunde*, Reclam 18026, S. 15

zu haben, die Probe, die Satisfaktion hast Du gehabt. Nimm also Urlaub oder Abschied; mit den Franzosen dienst Du doch nicht. Und ein Jahr ist die Welt nicht. ... Laß den Inhalt dieses Briefes ein Geheimnis sein für jeden.“⁶²

Vor dem Vorwurf, Rahel wolle sich den Geliebten kaufen, muss man sie bewahren. Sie sehnt sich nach dem Zusammenleben, bietet ihm aber auch Schutz. Zwar schreibt sie in ihrer energischen Art „Ja oder Nein!“, aber sie beteuert seine Freiheit. Dass eine Verbindung auf Probe vorgeschlagen wird, klingt geradezu modern.

Von Juni bis September 1811 wird dieser lange angestrebte Aufenthalt in Teplitz wahr. Dort in Böhmen trifft sich im Sommer die feine Gesellschaft Europas, vor allem der Fürstenthümer. Varnhagen beschreibt in den „Denkwürdigkeiten“ das gesellschaftliche Treiben in Teegesellschaften, Theaterspielen und Musik, man knüpft Verbindungen, aber im Hintergrund steht die allgemeine Erwartung eines großen Kampfes gegen Napoleon, mit dem Preußen und Österreich zu dem Zeitpunkt zwangsweise verbündet sind.

Über Rahel schreibt er, abgesehen von der Erwähnung ihrer Spaziergänge, fast Anekdotisches. Wegen ihrer tiefen Goethe-Verehrung erwähnt er die Begegnung mit Karl August von Sachsen-Weimar: „... Diese Beziehung wäre genug gewesen, auch mich dem Herzoge innig zu verknüpfen. Nun aber kam für mich noch hinzu, daß er Goethe's Herzog war, und schon deshalb auch Rahel's. ... Der Herzog war Rahel's Nachbar, und konnte mit ihr von Fenster zu Fenster sprechen, ich wohnte ihm ebenfalls nah, und ein behaglicher, täglicher Verkehr ergab sich hiebei um so leichter.“⁶³ Dass Varnhagen und Rahel in mehr als nur vier Wänden wohnten, geht hier nebenbei hervor. Gerade diese Distanz macht die Annäherung möglich.

Bedeutend findet Varnhagen die Begegnung mit Beethoven, „dessen Anwesenheit wir schon lange wußten, aber niemand hatte ihn noch gesehen. Seine Harthörigkeit machte ihn menschenscheu, ... Er hatte aber im Schloßgarten auf seinen einsamen Streifereien einigemal Rahel gesehen, und ihr Gesichtsausdruck, der ihn an ähnliche, ihm werthe Züge erinnerte, war ihm aufgefallen. ... Was Beethoven den dringendsten Bitten hartnäckig versagte, was in einem schrecklichen Falle, als in Wien ein Fürst ihn zwingen, körperlich zwingen wollte, seinen Gästen vorzuspielen, ihm keine Gewalt abtrotzen gekonnt, das gewährte er jetzt gern und reichlich, er setzte sich zum Fortepiano und spielte seine noch unbekanntesten neuesten Sachen oder erging sich in freien Phantasien. ... [Ich] gewann zu ihm noch nähere Beziehung durch die von ihm begierig aufgefaßte Aussicht, daß ich ihm Texte zur dramatischen Komposition

62 BW mit Varnhagen, S. 161ff.

63 DW 2, S. 216f.

liefern oder verbessern könnte. Daß Beethoven ein heftiger Franzosenfresser und Deutschgesinnter war, ist bekannt, und auch in dieser Richtung standen wir uns gut zusammen.“⁶⁴ Die Begebenheit zeigt, wie Rahel Kontakte schafft und wie Varnhagen einbezogen ist. Dass Rahel die Adressatin von Beethovens berühmtem „Brief an die unbekannte Geliebte“ ist, scheint in Varnhagens Darstellung unwahrscheinlich.

In Rahels Brief vom 16. September und Varnhagens Brief vom 18. September 1811 beklagen beide ihre erneute Trennung; „... mein Herzenssehnen antwortete Deinem, mein Herz hielt Takt mit Deinem“, schreibt sie, und er: „Ich habe in Teplitz nicht einen Augenblick vergessen, was Deine Gegenwart mir ist, ich wußte es immer deutlich, mit Dankbarkeit und Zufriedenheit, ... Ich bebe schon jetzt vor Entzücken in dem Gedanken, daß Berlin uns vereinen wird, auf welche Art auch immer. ... Eben bringt man mir Deinen Brief! Du hast also eher geschrieben, o himmlische Wohltäterin! Freundin, Geliebte Du! Wie erschüttert ist mein Herz! Wie freut mich Deine Schilderung! ... Ja, ich gehöre ganz zu Dir, und Du zu mir! ... Leb wohl, leb wohl, Rahel, Geliebte! B’hüt Dich Gott, B’hüt Dich Gott, mein tausendschöner Schatz!

Ewig Dein, ja *Dein* treuer
Varnhagen.“⁶⁵

Dieses emphatische Bekenntnis ist durch die „Denkwürdigkeiten“ bestätigt, denn eine Karriere als Hauptmann und Adjutant des Fürsten von Ligne lehnt er ab, um „wo möglich eine andre Laufbahn in Preußen zu beginnen“, vor allem will er nicht für die Franzosen kämpfen, und er sagt, „daß mein höchstes und teuerstes Ziel sei, mit Rahel verbunden zu leben“.⁶⁶

Es überrascht, dass Varnhagen den „so lange ersehnte[n], so schwer errungene[n] Aufenthalt in Töplitz“ als „im Grunde mißglückt“ wertet. Rahel „hatte in den Bädern nicht den erhofften Erfolg, die scheinbar günstigen Lebensverhältnisse waren nicht ohne mannigfache Widrigkeiten und herbe Verdrüsse, Sorgen der Zukunft und des Augenblickes ließen sich nicht abweisen“.⁶⁷

Wer mit einer baldigen Vereinigung der Liebenden rechnet, wird enttäuscht, natürlich an erster Stelle Rahel. Zunächst verändert sich ihre finanzielle Situation. Ihr Bruder Markus, der das elterliche Erbe verwaltet, rechnet ihr vor, wie viel sie seit dem Tod der Mutter bekommen habe, und, bedingt durch den Wertverfall preußischer Papiere nach Napoleons Sieg über Preußen, müsse sie mit weniger auskommen. Statt tausendzweihundert bleiben ihr achthundert Taler. „Du weißt, wie arm ich *schon* war, nun vierhundert Taler weniger. Das heißt,

64 DW 2, S. 241

65 BW mit Varnhagen, S. 166–169

66 DW 2, S. 243

67 DW 2, S. 244

hundert zum Quartier, hundert zu Holz, so bleibt mir den Monat fünfzig Taler, das heißt den Tag ein Taler sechzehn Groschen [und nun erfährt man ihre Lebensbedürfnisse]: davon Essen, *domestique*, Kleider, Wein, Kaffee, Tee, Anstand, Licht, Öl, Schuh, *eau de Cologne*, kurz oblique Ausgaben, Ambition, *alles!*“⁶⁸

Als zusätzliches „Donnerwetter“ empfindet Rahel, wie sie Varnhagen schreibt: „Daß sich alle Berliner Teplitzer erzählt haben, Du machest mir nur die Cour, weil ich Dich zwingen, weil ich Dir alle Morgen ein Billett schreibe etc.“⁶⁹ Wenn man aus heutiger Sicht die Salon-Kultur begreifen will, erkennt man hier, dass auch üble Nachrede und Missgunst in das Gesellschaftstheater eingeflossen sind.

Doch was für Kleinigkeiten sind das im Vergleich zu den Herausforderungen, die zunächst Napoleons Russlandfeldzug 1812 und dann der Befreiungskrieg 1813 den Menschen auferlegen! Der Widerstand gegen Napoleon wird von Norddeutschland her organisiert, deshalb geht Varnhagen nach Hamburg zu Friedrich Karl Freiherrn von Tettenborn, späterem General, und übernimmt diplomatische Aufgaben bei ihm. Rahel hingegen flieht mit der Familie ihres Bruders Moritz nach Osten, um aus der Berliner Schusslinie zu kommen. Rahel an Varnhagen: „Reinerz, Donnerstag, den 20. Mai 1813. Drei Meilen hinter Glatz, fünfzehn von Breslau; anderthalb von der böhmischen Grenze, zwanzig von Prag. Hier sitze ich, lieber August, in einem himmlischen Gebirgskessel, ... dies im Gebirge den Armeen weichend, ist nicht schön... Gott, August! könnt ich diese Gegend, diese Einsiedler-Ruhe, diese Schlünde, Gebirgswässer, diese Blüten, und dicke Grasmatten, ohne Angst für alles, was ich liebe, genießen. *Mit Dir*. Wie könnten wir uns hier von der verkehrten Lage, von der drückenden Sorge, ..., vom verkehrten Dasein erholen! Der Frühling, die Stille, das Feld will mir die Gedanken an Preußens, an Berlins Zustand, an den unnatürlichen Krieg wegwehen: und mein Gewissen drückt sie sich wieder ans Herz! ... Oh! die ganze Natur ist still: und der kleinlich wütende Mensch ... stört sie, *und den Frieden!* Eins ist gewiß, August: ist nur Friede, bleibst Du nur leben, und wir haben auch noch so wenig: in einem Tal wie hier, können wir reichlich und glücklich miteinander leben. Mich, habe ich nun erfahren, kann nur ein Mordinstrument töten. Keine Sorge, keine Angst, keine Kränkung, keine Fatigue...“⁷⁰

Aus Prag berichtet Rahel am 2. September 1813: „... Kurz, es ist Krieg zu sehen. Gottes harte Strafe. Gnädiger Gott, seit ich die unzähligen Verwundeten sehe! Doch behielt ich Kräfte, zu laufen, zu sprechen, zu schreiben für sie. Das Publikum ist noch nicht so gewitzigt als bei uns... Die Frauen im einzelnen fan-

68 BW mit Varnhagen, S.170f.

69 BW mit Varnhagen, S. 171

70 BW mit Varnhagen, S. 212f.

gen an, sich die Verwundeten auszubitten, ihnen einstweilen Essen und Hülfe auf die Gassen zu senden; ... Auch war ich unbekannter Weise bei Gräfin Moritz Brühl, und bat diese, mit ihrem Namen die vornehmen Damen zu bewegen: sie versprach es. ... Frau von Humboldt hat mir einen lieben himmlischen Brief geantwortet...“⁷¹ Von ihr bekommt Rahel 130 Gulden, damit sie Hemden und Leinwand für die Verwundeten kaufen kann. Es kommt noch schlimmer: „Wir haben nach der Affäre von Dresden hier unendliche Verwundete: von den drei [Preußen, Österreich, Russland], und der feindlichen Nation. Diese Jammersöhne lagen vorige Woche auf Wagen in den engen Gassen gedrängt, und teils in den Straßen selbst, unter Platzregen da! Diese Zeit vergesse ich nie. Auf so viele war die Regierung nicht gefaßt, man hätte glauben sollen, auf nichts! Die Einwohner taten wie in biblischen Zeiten *alles!* man verband, man speiste sie in den Gassen, in den Hausfluren. ... nun kauf ich Hemden, Socken, lasse kochen, schieße reicheren Verwundeten vor; kurz: bei mir ist ein kleines Bureau: meine intimen Frauen helfen mir wie Engel: ich habe eine Menge Leute an der Hand: von jeder Klasse.“⁷²

Man sieht Rahels Talent, in der Kriegsnot eine Art Hilfsorganisation aufzubauen. Über ihre eigene Situation jammert sie gar nicht mehr. „Ich habe *so* einen Plan im Herzen, alle europäischen Frauen aufzufordern, daß sie den Krieg *nie-*mals mitmachen wollen; und gemeinsam allen Leidenden helfen wollen: dann könnten wir doch ruhig sein, von *einer* Seite; wir Frauen mein‘ ich. Sollte so etwas nicht *gehen?*“⁷³

Das schreibt sie am 4. Oktober aus Prag, zwölf Tage bevor die Völkerschlacht in Leipzig entbrennt, in der mehr als 100 000 Menschen sterben oder verwundet werden, in der die Koalition siegt, aber Napoleon sich geordnet über den Rhein zurückziehen kann. Der Krieg ist noch nicht tot. Rahels Not erkennt man auch in ihrer Überlegung: „Wo ich auch den Winter, wenn es der Feind erlaubt, bleibe. Wo soll ich *hin?* *Wo ist Heimat?*“⁷⁴

Auf diese Frage gibt Varnhagen – wenn auch nicht im direkten Zusammenhang – eine Antwort; als er mit den Verbündeten nach Paris gekommen ist, als Napoleon 1814 abgedankt hat und der erste Pariser Friede geschlossen ist, als Varnhagen die Aussicht auf Rückkehr hat, da schreibt er: „... wenn ich nicht früher abgefertigt werde, so bleibt mir doch der Trost, des Wartens überhoben zu sein. Liebe, innige Rahel, wie zähl‘ ich mit angstvoller Ungeduld die Stunden, die mich noch von Deiner reizenden, belebenden, erfüllenden und beruhigenden

71 BW mit Varnhagen, S. 231

72 BW mit Varnhagen, S. 235

73 BW mit Varnhagen, S. 237

74 BW mit Varnhagen, S. 238

Nähe getrennt halten! von diesem glücklichen Zurückfallen in den *Heimatkreis*, den Dein lieber Anblick selig um mein ganzes Herz zieht!“⁷⁵

Ein schöner Gedanke, dass man seine Heimat nicht in einem Ort, sondern in dem Menschen findet, mit dem man zusammengehört!

Zum ersten Mal wendet sich die finanzielle Lage durch Varnhagens Erfolg. Der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten“, Konrad Feilchenfeldt, legt dar, dass Varnhagen 1813 in Bremen ein Beuteanteil zugestanden habe.⁷⁶ Außerdem festigt sich sein publizistischer Ruf, da er mehrere Kriegszeitungen herausgibt und auch über die Ereignisse in Paris berichtet. „... Lieber August, Du denkst gewiß nicht, daß ich solchen Anteil am Sukzess Deiner Schriften nehme. Alles freut mich daran, was seinen Vorteil hat, am meisten aber, daß das Bessere von den Besseren erkannt wird, und daß Du denken kannst, Deine besten Gedanken und Talente wirken. Nur für dies Wirken hab' ich Sinn, Lust, Mut: und



Abbildung 4: Rahel Levin Varnhagen 1817, Stahlstich von C.E. Weber 1833 nach einem Pastell von Moritz Michael Daffinger (1790-1849) (Quelle: Varnhagen Archiv Köln, siehe Lit.Verz.)



Abbildung 5: Karl August Varnhagen von Ense 1834. Stich von Julius Kuhr 1835 nach einem Porträt von J.A. Schmeller 1834 (Quelle: Varnhagen Archiv Köln, siehe Lit.Verz.). Die Datierung (1834) ergibt sich aus Varnhagens Bemerkung im Jahr 1847: „vor 13 Jahren“.)

75 BW mit Varnhagen, S. 273

76 DW 2, S. 790

Mühe in Bereitschaft ... Mich freut's, wenn ich die ersten klugen, wirkenden Leute der europäischen Mächte kenne; und sie mich wieder.“⁴⁷⁷

Bei aller Mitfreude für Varnhagen fällt auch ein bisschen Glanz auf ihre Person.

Nach einem gemeinsamen Erholungsaufenthalt mit Varnhagen im Sommer 1814 in Teplitz lässt sich Rahel Levin am 27. September 1814 in Berlin auf den Namen Rahel Antonie Friederike Robert taufen und heiratet Karl August Varnhagen von Ense (siehe **Abbildung 4** und **5**).

Seine Reisetätigkeit nimmt nicht ab, aber Rahel begleitet ihn zeitweise und begegnet – wie auf dem Wiener Kongress – den alten Berliner Freunden oder Bekannten.

Während Varnhagen 1815 über Berlin nach Paris geht, fährt sie nach Frankfurt, begegnet dort zum zweiten Mal Goethe. 1816 wird Varnhagen als preußischer Geschäftsträger nach Karlsruhe beordert. Dort hat Rahel die gesellschaftliche Stellung, die sie sich gewünscht hatte. Doch nach den Karlsbader Beschlüssen 1819, die die Restauration verschärfen, sind Varnhagens liberale Grundsätze nicht mehr gefragt, und er wird abberufen. In Berlin führt Rahel vom Herbst 1819 an ihren zweiten Salon, der nicht mehr die Leichtigkeit des ersten hat.

HANNAH ARENDT stellt in ihrem Buch „Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik“ Rahel als gescheitert hin. Die Zeit von 1815 bis 1819 handelt sie unter der Überschrift „Zwischen Paria und Parvenu“ ab. Sie lässt keine Gelegenheit aus, Rahels Handeln und Sein zum Nachteil auszuliegen.

Solche Urteile betrafen Rahel schon zu ihren Lebzeiten. So schreibt KAROLINE BAUER in „Aus meinem Bühnenleben“: „Rahel ist klein, ziemlich stark, von Taille keine Spur. Ein graues Kleid hing wie ein Sack um ihre Gestalt, nur von einer Gürtelschnur lose gehalten, deren Enden nachschleiften. Die dunkelbraunen Haare schienen nur so in aller Eile hinaufgewirbelt zu sein, von einem Kamm gehalten, der immer herabzustürzen drohte. Einige wilde kleine Locken schmückten ihre schöne Stirne, und freundlich blickende tiefblaue Augen, von langen Wimpern beschattet, milderten die scharfen jüdischen Züge; die ganze Physiognomie athmete Wohlwollen und Intelligenz. Ich entschuldigte auch bald die vernachlässigte Toilette, denn trotz der größten Lebendigkeit, der geistreichsten Reden, sah Rahel doch momentan – wie ermüdet aus, und eine gewisse Wehmut umschleierte dann ihre Züge. Ganz eigenthümliche Bemerkungen überraschten und fesselten mich. Lachen und Scherzen wechselten bei der seltenen Frau oft blitzschnell mit ernstern Betrachtungen und Rührung. ...“⁴⁷⁸

77 BW mit Varnhagen 2, S. 249 (Rahel am 7. Jan. 1814 aus Augustenburg an Varnhagen in Holstein)
78 Zit. nach einem Vortrag von Nikolaus Gatter in Steinfurt.

Diese Schauspielerin betrachtet immerhin differenzierter und erkennt Rahels Lebendigkeit.

Sehr gewundert habe ich mich über WILHELM VON HUMBOLDTS Urteil, selbst wenn man einräumt, dass die Abneigung gegen eine Person unabhängig von der Religionszugehörigkeit entstehen und dass trotz Toleranz im Allgemeinen eine Religion persönlich abgelehnt werden kann, weil man sich für eine andere entschieden hat. Seiner Frau bekennt er 1815: „Zur kleinen Levy habe ich mich überwunden, einmal zu gehen. Man muß allen Haß begraben, und mir ist die Beständigkeit in der Abneigung wirklich fremd.“⁷⁹

Wie doch die Jahre eine Perspektive verändern! In den 1790er Jahren suchten beide Brüder Humboldt Rahels geistreichen Salon in der Jägerstraße häufig auf. Damals schrieb Wilhelm an Caroline, Berlin, 9. Mai 1797: „Zu Levis bin ich ferner alle Tage beinahe gegangen, aber meist nur auf kurze Zeit. Die Freude, die man sonst an diesen Besuchen haben konnte, scheint mir dahin. Ich habe noch nicht ein einziges Mal, auch vormittags nicht, die Kleine allein gefunden, und in Gesellschaft sind die Seiten, die wir nie an ihr liebten, das laute und weniger feine Wesen bei weitem ärger geworden.“⁸⁰

Bis zum Jahr 1818 ist eine Verschärfung und Verallgemeinerung der Ablehnung zu beobachten; seinem Jugendfreund Karl Gustav von Brinkmann, einem der eifrigsten Bewunderer von Rahel, teilt Wilhelm von Humboldt aus London mit: „Ich bin sehr aus den Juden herausgekommen. Zwar teile ich nicht die Wut der Zeit gegen sie, vielmehr ist das eine der Sachen, welche die neue Sekte gegen mich hat.“⁸¹ Hier scheint sich Humboldt geradezu von dem damals verbreiteten Judenhass zu distanzieren. Er besteht auf der Abgeklärtheit seines Standpunktes. Es ist nicht genau festzulegen, wie viel Anteil persönliche Abneigung und wie viel grundsätzliche Überlegungen an seiner Einstellung zu den Varnhagens haben.

Aus Paris schreibt er am 1. November 1815 an seine Frau Caroline: „Varnhagen ist Geschäftsführer in Karlsruhe geworden. [...] Ich sagte ja lange, daß die kleine Levy Exzellenz werden würde. Wieviel fehlt nun daran? Die Lohnbedienten nennen sie gewiß schon in Karlsruhe so. Der gute Kanzler hat diese Wahl gemacht, ohne mir und Jordan ein Wort zu sagen. Ich habe ihm, wie ich's leider zu spät erfuhr, Vorstellungen dagegen gemacht. Ich hätte noch nichts gegen den sogenannten Jakobinismus von Varnhagen, wenn wahrer Ernst dabei wäre. Aber es ist mehr Eitelkeit, und ein taquines Wesen, die Leute zu ärgern

⁷⁹ *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, hrsg. von Anna von Sydow, Berlin 1910, Bd. 4, S. 450, (Wien, 5. Januar 1815)

⁸⁰ *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, Bd. 2, S. 55

⁸¹ *W. v. H. an Brinkmann*, London 11.06.1818. Leitzmann, Leipzig 1939, S. 178, zit. nach Honigmann, S. 65

und zu öffnen. Dabei die Dame, der Stamm Levy, die Bundeslade! Wie soll das auf den Großherzog wirken, und was ist gerade für ein Gewinn dabei, daß er dort angestellt ist, solche Nachteile zu überwiegen?“⁸²

Während hier noch politische Überlegungen im Spiel sind, so spricht die folgende Briefstelle aus Frankfurt vom 30. April 1816 eine eindeutig antijüdische Sprache: „Ich liebe aber eigentlich auch nur die Juden *en masse, en détail* gehe ich ihnen sehr aus dem Wege. Varnhagen, der mit seiner Frau eine Zeitlang bei Tettenborn in Mannheim war, ist zurückgekommen, und sie haben sich auch in die wunderbaren Gebäude logiert, die ich bewohne, und die man den Mohrgarten nennt. Das ist sehr nah! Ich bin einmal bei ihr gewesen und lasse es nun dabei bewenden. Sie ist furchtbar häßlich geworden. Man begreift gar nicht, warum das manchen Leuten geschieht.“⁸³ „*en masse, en détail*“ – Politisch kann er Juden akzeptieren, als einzelne Menschen sind sie ihm nicht angenehm. Das vermittelt eine Ahnung davon, mit welchen Vorurteilen Rahel zu kämpfen hatte. Humboldt äußert seine Einschätzung 1815/16 in zwei Privatbriefen, daher nimmt er kein Blatt vor den Mund. Politisch setzt er sich mit dem Thema schon 1809 auseinander, als er in der Stellung des Direktors der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Inneren „Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden“⁸⁴ schreibt. Seine Intention liegt in der Assimilierung, nicht der Vertreibung der Juden. „Auch soll der Staat nicht gerade die Juden zu achten lehren, aber die inhumane und vorurtheilsvolle Denkungsart soll er aufheben, die einen Menschen nicht nach seinen eigenthümlichen Eigenschaften, sondern nach seiner Abstammung und Religion beurtheilt und ihn, gegen allen wahren Begriff von Menschenwürde, nicht wie ein Individuum, sondern wie zu einer Race gehörig und gewisse Eigenschaften gleichsam nothwendig mit ihr theilend ansieht. Dies aber kann der Staat nur, indem er laut und deutlich erklärt, dass er keinen Unterschied zwischen Juden und Christen mehr anerkennt.“⁸⁵ Humboldts Forderung nach Integration der Juden geht trotz der Betonung der Menschenwürde weniger von Förderung der jüdischen Individuen als von Staatsnotwendigkeit aus. Das Wort *Jude* will er nur noch als Religionszugehörigkeit ausgesprochen wissen. „Es lässt sich kein möglicher Rechtsgrund denken, warum der Jude, der alle Pflichten des Christen erfüllen will, nicht auch der Rechte theilhaftig sein soll“. Humboldt plädiert dafür, „Juden und Christen vollkommen gleich zu stellen. Wollten die ersteren nicht zugleich die Pflichten, die alle Bürger tragen, übernehmen, so würde ich, wenn man alle Mittel, sie dazu zu bewegen, erschöpft hätte, sie lieber aus dem Lande

82 *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, Bd. 5, S. 111f.

83 *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, Bd. 5, S. 236

84 Humboldt, *Werke*, Bd. IV, S. 95 - 112

85 Humboldt, *Werke*, Bd. IV, S. 97

verbannen. Denn Menschen im Staate zu dulden, die sich gefallen lassen, dass man ihnen wenig genug traut, um ihnen, auch bei höherer Cultur, die sonst gemeinsten Bürgerrechte zu versagen, ist für die Moralität der ganzen Nation im höchsten Grade bedenklich.“⁸⁶

Hier zeigt sich der Unterschied von Humboldts antijüdischer Haltung zum Antisemitismus des 20. Jahrhunderts. Er will Juden in den preußischen Staat integrieren, Verbannung ist nur die ultima ratio bei Unwilligkeit, preußischer Bürger zu sein. Antisemitismus hingegen verfolgt und vertreibt und tötet aus rassistischen Motiven, aus Überlegenheitsgefühl, und lässt die negative Wirkung auf die Staatsbürger als Täter völlig außer Acht. Humboldt dagegen sieht, dass Hass ein Bumerang ist, und will den preußischen Staat schützen. Wir nach dem Holocaust Lebenden, dürfen nicht mit unserer Sensibilität über Humboldts Worte urteilen, sondern müssen seine Bemerkungen über Rahel Varnhagen mit Zeitverständnis aufnehmen und ihn unter keinen Umständen zum Vorläufer einer späteren, unrühmlichen Epoche machen. Die preußische Judenemanzipation von 1812 ist ein großer und wichtiger Verwaltungsakt, der aber selbst in human denkenden Köpfen nicht verankert ist und in der Restauration nach dem Wiener Kongress an Boden verliert. (s. o.).

Dass Humboldt in späteren Jahren Rahel ablehnt, ändert nichts an der anderen Seite der Medaille. Sie hat auf einen Teil ihrer bedeutenden Zeitgenossen wie ein Magnet gewirkt. Der Schriftsteller und Politiker Friedrich von Gentz behauptet Humboldt gegenüber, als beide Rahel 1813 in Prag begegnen, sie sei die geistreichste Frau auf Erden, und Wilhelm kommentiert im Brief an Caroline „Man muß auch des Geistes entbehren können. Ich bleibe also unerbittlich.“⁸⁷

Die hohe Anerkennung ist nicht nur der Textart des Trauerbriefes geschuldet, wenn WILHELM VON BENTHEIM aus Steinfurt Varnhagen nach Rahels Tod kondoliert: „Wenn ich auch der letzte bin, der Ihnen meine innigst gefühlte Theilnahme an Ihrem unersetzlichen Verlust äußere [äußert], so habe ich ihn doch nicht minder tief empfunden. – Den Eigenschaften des Herzens und des Gemüths der Verewigten, ihrem Verstande und so genialischem Geiste, huldigte ich mit allen ihren näheren Bekannten. In der verhängnisvollen Zeit der Jahre 1813 und 1814 erkannte ich ihr warmes Gefühl für alles edle und schöne, die Tiefe ihrer Ansichten, ihren hohen moralischen Werth. Ihrem so unbefangenen, alle Verhältnisse scharf durchblickenden Umgang, verdanke ich einen höheren Grad von Selbstvertrauen, ein vorurtheilsfreies Betrachten den Menschen und ihren Handlungen [gegenüber], und mit Freude gedenke ich unsres spätern öfteren Wiedersehens, der vielfachen Beweise ihrer Freundschaft, ihrer Zuneigung. Ich bedaure

86 Humboldt, Werke, Bd. IV, S. 96 und 100

87 *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, Bd. 4, S. 80

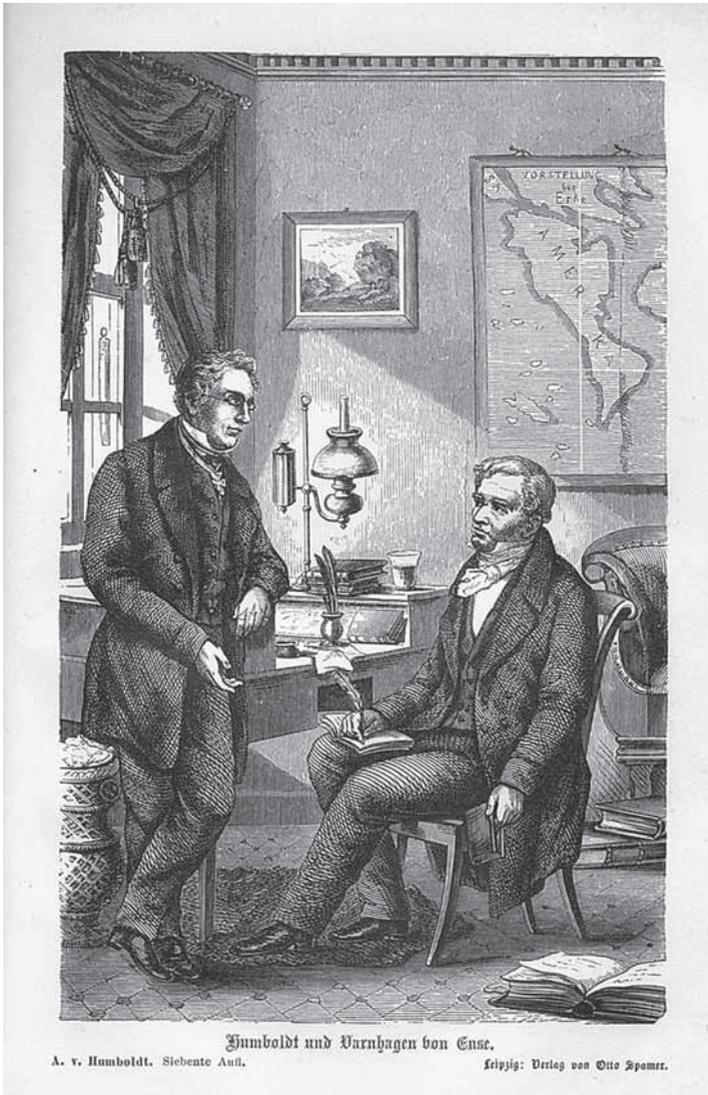


Abbildung 6: Blick in das Arbeitszimmer von Alexander von Humboldt, links Varnhagen, rechts A. v. Humboldt in der für ihn typischen Schreibhaltung: auf dem Knie (Quelle: Hermann Klencke, A. v. Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen, 7. Aufl. Leipzig 1876. Zur Verfügung gestellt vom Varnhagen Archiv, Köln, siehe Lit.Verz.)

es recht sehr, die Briefe nicht mehr zu besitzen, die sie mir in frühen Zeiten schrieb, in denen sich Geist, Demuth und herzliche Theilnahme aussprach. Daß Sie, Auszüge aus ihren Briefen machen, und das gemüthliche, großartige, genialische, und geistreiche dieser seltnen Frau, dem Andenken ihrer Freunde für spätere Zeiten erhalten wollen, darüber freue ich mich. Ist dieser Vorsatz schon in das Leben getreten, so ersuche ich Sie mir diese Sammlung hieher zu schicken, oder mir späterhin durch eine sichere Gelegenheit zukommen zu machen. Ihr alter Freund Bentheim.“⁸⁸

Ganz anders als Wilhelm von Humboldt steht sein Bruder zu Varnhagen und seiner Frau Rahel. Seit 1827, als Alexander dauerhaft nach Berlin zurückkehrt, ist er mit Varnhagen befreundet, lebenslang (vgl. **Abbildung 6**). Er schätzt dessen Sprachfähigkeit so hoch ein, dass er mit ihm den Titel seines Lebenswerks erörtert; „Entwurf einer Physischen Weltbeschreibung“ verwirft er, nachdem Varnhagen den Titel an der Tafel des Prinzen August getadelt hatte. „Ich vertraue auf Ihr Talent. Sie werden mir aus diesem Labyrinth heraushelfen“, schreibt er im Brief vom 15. April 1828.⁸⁹ Diskutierend gelangen sie zu „Kosmos“. Auch für Rahel setzt sich Alexander von Humboldt ein, erfüllt ihr kleine Wünsche. Als er von ihrem Tod erfährt, schreibt er: „Einem Geiste wie dem Ihrigen, mein edler Freund, ist Einsamkeit und Ruhe nöthig. Sie schöpfen nur aus sich selbst. ... Sie wissen, welche warme, langgeprüfte, nachsichtsvolle Freundin ich an Ihr, der Zierde ihres Geschlechts, verliere; wie liebenswürdig sie doch für mich war bei dem kleinen mir anvertrauten Geschäfte mit Beuth⁹⁰! So tief mit allem Hinfalligen und Trüben des Lebens vertraut, und doch so heiter und so milde! Bei so viel Geist, so gemüthlich und so herzlich! Lange wird Ihnen die Welt öde erscheinen, aber das Bewußtsein, bis zum letzten Hauch, einer so schönen Seele gegeben zu haben, was Geist und Herz und Anmuth der Sitten, wie die Ihrige, theurer Varnhagen, gewähren können, ist doch ein Balsam für die Wunde. Schonen Sie, ich beschwöre Sie, Ihre Gesundheit. A. Humboldt“⁹¹

Wilhelm und Alexander von Humboldt scheinen in Rahel Varnhagen nicht derselben Person begegnet zu sein. Oder spiegelt sich nur ihre eigene Unterschiedlichkeit? Noch nach fast zwei Jahrhunderten bleibt die Sicht auf Rahel und Karl August Varnhagen von Ense umstritten zwischen Häme und Anerkennung.

88 Zit. nach einem Vortrag von Nikolaus Gatter in Steinfurt.

89 *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense*, hrsg. von Ludmilla Assing, 5. Aufl., Leipzig 1860, S. 4f.

90 A.v.H. sollte Bilder einer Freundin an Beuth empfehlen.

91 *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*. Hrsg. von Ludmilla Assing, 5. Aufl., Leipzig 1860

Die FAZ vom 19. April 2012 bringt JOACHIM KALKAS recht ansprechende Rezension über *Rahel. Ein Buch des Andenkens* unter dem Titel: „Eine Frau von verblüffender Modernität“. Auf diese Frau und diesen Mann aufmerksam zu machen, ist berechtigt und wichtig, doch über deren Liebe zu sagen:

„... eine Verbindung auf der Grundlage großer Zuneigung, aber ohne Liebe Rahels“ – das ist äußerst fragwürdig. Die Briefe sprechen eine andere Sprache. Auch die Herabsetzung Varnhagens zu völliger Abhängigkeit ist unangemessen: Es ist natürlich wirkungsvoll, wenn der Rezensent Therese Schlesinger mit folgender Beobachtung einer Abendgesellschaft bei Mendelssohn zitiert: „Dann trat der verehrerische Gatte hinter ihren Stuhl und zog leise sein Taschenbuch hervor, um jede ihrer Reden gleich niederzuschreiben.“

Natürlich hat Varnhagen (siehe **Abbildung 7**) vieles akribisch festgehalten, aber sein Nachlass zeigt, dass er ein Panorama des 19. Jahrhunderts geschaffen hat.



Abbildung 7: Karl August Varnhagen von Ense, 1851, Stich von Paul Gottheiner 1857, nach Assing-Pastell von 1851 (Quelle: Varnhagen Archiv Köln, siehe Lit.Verz.)

Rahel und Karl August Varnhagen von Ense

Einige Lebensdaten

I. Rahel

19. Mai 1771	Rahel wird als älteste Tochter des jüdischen Juwelenhändlers und Bankiers Markus Levin und dessen Frau Chaie, geb. Moses, in Berlin geboren. Jüngere Geschwister: Markus (1772), Ludwig (1778), Rose (1781) und Moritz (1785). Die Brüder nehmen um 1800 den Namen Robert an, den Rahel später ebenfalls führt. Rahel erhält in ihrer Jugend keine Ausbildung, ist also Autodidakt.
Etwa 1790–1806	Rahels erster „Salon“ in der Jägerstraße 54.
Sommer 1795	Bekantschaft mit Wilhelm von Burgsdorf und Caroline von Humboldt. Rahel reist nach Teplitz (in Böhmen). Erste Begegnung mit Goethe in Karlsbad.
Winter 1795/96	Begegnung mit Karl Graf von Finckenstein.
Juli 1800	Reise mit Caroline von Schlabrendorf nach Paris.
1801/02-1804	Liebesbeziehung mit dem spanischen Legationssekretär Don Rafael d’Urquijo.
Oktober 1806	Beginn der französischen Besatzungszeit in Preußen.
Winter 1807/08	Rahel hört Fichtes Vorlesungen <i>Reden an die deutsche Nation</i> .
Frühling 1808	Beginn der Beziehungen zu Karl August Varnhagen von Ense.
Herbst 1808	Varnhagen geht zum weiteren Medizin-Studium nach Tübingen.
Frühjahr 1809	Rahel lernt Alexander von der Marwitz, Friedrich und Karoline de la Motte Fouqué kennen.
Oktober 1809	Rahels Mutter stirbt. Der Bruder Markus verwaltet das Vermögen.
Sommer 1811	Reise mit Varnhagen nach Teplitz. Im Sept. mit Marwitz in Dresden.
1812	Erste Publikation zu Lebzeiten.

Die Varnhagens

9. Mai 1813	Flucht von Berlin nach Prag; Rahel wohnt dort bei der Schauspielerin Auguste Brede.
Herbst 1813	Rahel kümmert sich um verwundete Soldaten.
Winter 1813/14	Schwere Krankheit.
Sommer 1814	Mit Varnhagen in Teplitz.
27. Sept. 1814	Taufe auf den Namen Antonie Friederike Robert; Heirat mit Varnhagen.
Okt. 1814	Mit Varnhagen zum Kongress nach Wien.
Juni 1815	Varnhagen reist über Berlin nach Paris.
August 1815	Rahel reist von Wien nach Frankfurt; zweite Begegnung mit Goethe am 8. September.
Juli 1816	Varnhagen geht als preußischer Geschäftsträger nach Karlsruhe.
Sommer 1819	Varnhagen wird von seinem Posten in Karlsruhe abberufen.
Herbst 1819	Rückkehr nach Berlin. Rahels zweiter >Salon<.
7. März 1833	Rahel stirbt; wird auf dem Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Halleschen Tor in einem Gewölbe beigesetzt.
Sommer 1833	Einbändige Ausgabe <i>Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde</i> (als Handschrift). Privatdruck für Freunde.
1834	Varnhagen veröffentlicht die auf drei Bände erweiterte Ausgabe.

II. Karl August Varnhagen von Ense

21. Febr. 1885	K. A. Varnhagen wird in Düsseldorf als Sohn des Arztes Johann Andreas Jacob Varnhagen und dessen Ehefrau Anna Maria, geb. Kuntz, geboren. Der Vater war Katholik und den Idealen der Aufklärung verpflichtet, die Mutter protestantisch. Varnhagen selbst war katholisch, seine 1½ Jahre ältere Schwester Rosa Maria protestantisch.
1789	Sturm auf die Bastille.
1790	Übersiedlung der ganzen Familie nach Straßburg, der Heimatstadt der Mutter, wo der Vater Aussicht auf eine Medizin-Professur hat.
1792	Unter dem Einfluss der frz. Kriegserklärung an Österreich ergibt sich eine Trennung der Familie: Mutter und Tochter bleiben in Straßburg, Vater und Sohn gehen nach Aachen und Düsseldorf, wo der Vater wegen Nähe zu Revolutionsgedanken ausgewiesen wird. Sie gehen nach Hamburg. Der Vater unterrichtet seinen Sohn selbst.
1796	Mutter und Schwester können wieder zur Familie kommen.
Juni 1799	Tod von Varnhagens Vater, der in Hamburg protestantisch beerdigt wird. Die Familie ist finanziell nicht versorgt.
Sept. 1800	Übersiedlung Varnhagens nach Berlin und Eintritt in die Medizinisch-Chirurgische Pepiniere auf Empfehlung des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.
1803	Ausschluss Varnhagens aus dem Institut, weil sein Geldgeber aus Hamburg nicht mehr zahlt.
1803	Erzieherstelle im Hause des Fabrikanten Cohen.
1803	Dort erste Begegnung mit Rahel Levin. Freundeskreis mit dem Dichter Chamisso, Fichte u.a.
1804	Bankrott des Hauses Cohen. Annahme einer neuen Erzieherstelle im Hause des Hamburger Bankiers Hertz, enge persönliche Beziehung zu dessen bedeutend jüngerer Frau Fanny, die im Verlauf der folgenden Jahre Varnhagen und seine Freunde finanziell unterstützt.
1805/06	Varnhagen lebt unter dem Eindruck der Koalitionskriege.

Die Varnhagens

1806	Aufnahme des Medizinstudiums in Halle. Zusammenstellung der <i>Erzählungen und Spiele</i> , die 1807 erscheinen.
1806	Konstituierung des Rheinbundes.
1806	Franz II. von Österreich legt die Kaiserkrone nieder.
1806	Napoleons Sieg über Preußen bei Jena und Auerstädt. Varnhagen ist Augenzeuge bei Napoleons Einmarsch in Berlin.
1808	Beginn der Freundschaft mit Rahel Levin.
1809	Varnhagen geht nach Tübingen, um sein Medizinstudium abzuschließen, da es die Universität Halle nach Napoleons Sieg nicht mehr gibt.
1809	Anschluss Varnhagens an den Obersten Fürst Wilhelm von Bentheim im k.k. Infanterieregiment Vogelsang als Fähnrich.
Juli 1809	Varnhagen kämpft in der Schlacht von Wagram auf österr. Seite gegen Napoleon und wird verwundet. Nach Lazarett-Aufenthalt Rückkehr nach Wien.
1810	Im Auftrag seines Obersten in Burgsteinfurt und Paris. Audienz bei Napoleon.
1812	Äußere Notlage.
1813	Mission Varnhagens beim Staatskanzler Hardenberg in Breslau.
1813, März	In Hamburg Eintritt in General Tettenborns Stab als Sekretär, Aufsicht über die „gesamte Anstellung der Ärzte und Einrichtung des Medizinalwesens“. Herausgabe der „Zeitung aus dem Feldlager“.
1814	Schwere Erkrankung nach den Strapazen des Krieges. Erholungsaufenthalt in Teplitz. Wiedersehen mit Rahel.
1814, 27. Sept.	Heirat in Berlin.
1814, Okt. bis Juni 1815	Aufenthalt am Wiener Kongress im Gefolge Hardenbergs, ohne feste Anstellung, aber mit Zusicherung eines künftigen Postens im diplomatischen Dienst. Als Legationssekretär in Wien mit publizistischen Aufgaben betraut.

1816–1819	Varnhagen ist preußischer Geschäftsträger am badischen Hof; er ist dem preußischen Gesandten in Stuttgart, Johann Emanuel von Küster, unterstellt.
1817, Nov.	Verleihung des Titels eines Ministerresidenten an Varnhagen.
1819, Juli	Abberufung Varnhagens nach ungelöstem Kompetenzstreit zwischen ihm und von Küster und auf Betreiben Metternichs wegen liberaler Umtriebe nach der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Karl Ludwig Sand. Auch antijüdische Regungen gegen seine Frau Rahel.
1819	Übersiedlung nach Berlin, Ablehnung einer diplomatischen Mission in den Vereinigten Staaten von Amerika.
Ab 1820	Weitere publizistische Tätigkeit.
1833	Rahels Tod
1848	Varnhagen erlebt in Berlin die Märzrevolution zusammen mit seiner Nichte Ludmilla Assing.
1856	Er schenkt Ludmilla Assing seinen gesamten Handschriftennachlass mit der Auflage, die Schriften herauszubringen.
1858, 10. Okt.	Varnhagen stirbt in Berlin.

Literaturverzeichnis

VARNHAGEN VON ENSE, KARL AUGUST: *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens; Biographien, Tagblätter*; hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, 5 Bde., Frankfurt 1967 (zit.: DW)

VARNHAGEN VON ENSE, RAHEL, geb. Levin: *Rahel. Ein Buch des Andenkens*. Hrsg. von Barbara Hahn, 6 Bde., Göttingen 2011 (zit.: BdA)

VARNHAGEN UND RAHEL, *Briefwechsel*, Nachdruck 1973 der Ausgabe von Ludmilla Assing bei Brockhaus, Leipzig 1874, 6 Bde,

VARNHAGEN VON ENSE, K. A., *Tagebücher*, aus dem Nachlass hrsg. von Ludmilla Assing, 2. Aufl. Leipzig 1863

VARNHAGEN, aus dem Nachlass: *Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. v. Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.*; hrsg. von Ludmilla Assing, bei Brockhaus, Leipzig 1867

VARNHAGEN, RAHEL, *Briefwechsel mit August Varnhagen von Ense*, hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1967

VARNHAGEN, RAHEL, *Briefwechsel mit Alexander von der Marwitz*, hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1966

Briefe von ALEXANDER VON HUMBOLDT an VARNHAGEN VON ENSE aus den Jahren 1827 bis 1858. Hrsg. von Ludmilla Assing, 5. Auflage, Leipzig 1860

Einsicht in Handschriften des Varnhagen-Nachlasses in der BIBLIOTHEKA JAGIELLONSKA in Krakau

Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, geordnet und verzeichnet von LUDWIG STERN, Berlin 1911 (Stern-Katalog)

HUMBOLDT, WILHELM UND CAROLINE VON, *in ihren Briefen*, 7 Bde, hrsg. von Anna von Sydow, Berlin 1910, hier: Bde. 3 u. 4

ARENDE, HANNAH: *Rahel Varnhagen – Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*; München 1959; 16. Aufl. 2010

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, *Werke*, Hamburger Ausgabe, Bd. 12, Hamburg 5. Aufl. 1963

GATTER, NIKOLAUS, „*Mein voriger Brief nach Steinfurt war weicher, als dieser*“ – *Karl August Varnhagen zu Besuch im Münsterland 1810/11.* In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 7/2004, hrsg. v. Walter Gödden, Bielefeld: Aisthesis

GATTER, NIKOLAUS (Hrsg.), *Karl August Varnhagen von Ense, „Paris 1810“, Reisebericht aus Straßburg, Lothringen und Paris mit neun Briefen von Henriette Mendelssohn.* Nachwort von Nikolaus Gatter, Varnhagen Gesellschaft e.V., Köln 2013

SPEICH, RICHARD, *Philippine Cohen, Eine Frau von großem Verstand und noch größerer Herzengüte.* Privatdruck des Verfassers, Jahresgabe der Varnhagen Gesellschaft für 2011

TRAPP, WOLFGANG, *Kleines Handbuch der Münzkunde*, Reclam 18026

KALKA, JOACHIM: *Eine Frau von verblüffender Modernität*, in: FAZ vom 19. April 2012, S. 28

KRAUS, KARL (Hrsg.), *Des Minnesangs Frühling*, Stuttgart 1962

Herrn DR. NIKOLAUS GATTER, dem Vorsitzenden der Varnhagen-Gesellschaft, danke ich für vielfältige Anregungen und Auskünfte. Er stellte aus dem Varnhagen Archiv, Köln, die Abb. 1, 2, 4 – 7 zur Verfügung.

Dankenswerterweise genehmigte der Wallstein Verlag die Übernahme einer Abbildung aus Bd. 2 der folgenden Ausgabe:

Rahel Levin Varnhagen

Rahel

Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde

Hg. von Barbara Hahn.

Mit einem Essay von Brigitte Kronauer.

Eine gemeinsame Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Wüstenrot Stiftung.

Wallstein Verlag. Göttingen 2011.

Wilhelm von Humboldts Erbe – eine unerwartete Sicht

VON KARL LUBOMIRSKI

Fährt man von Mailand in Richtung Norden, so durchquert man nahe der Schweizer Grenze das Dorf Malnate, in dem das Altersheim *La Residenza* liegt. Dort wohnt die gehobene Armut.

Ich besuchte Luciana Negrini, eine feingliedrige, hellwache Greisin, und traf sie in ihrem kleinen, nach Osten ausgerichteten, sauberen und nach Blumen duftenden Zimmer, dessen Wände Bilder mit ihr befreundeter Künstler, Fotos ihrer zehn Enkel und in Goldrahmen gefasste Elfenbein- und Perlmutterfächer zieren – Huldigungen vermögender Eltern erfolgreicher Zöglinge.

Luciana, am 8. September 1920 in Bologna geboren, erwarb im dreiundzwanzigsten Lebensjahr ihr zweites Doktorat und begann ihr Lehramt, soweit es Krieg und die Umstände zuließen. Später zog sie nach Mailand, unterrichtete am besten Lyzeum des Landes, heiratete einen Mathematikprofessor und zog zwei Töchter groß, ehe sie, nunmehr weit über siebzig Jahre alt, in den Ruhestand trat, verehrt von einigen ihrer Schüler.

Ich überraschte Luciana, während sie trauliche, winterfeste Vögel vor ihrer Fenstertür fütterte und ihnen italienische Gedichte vortrug. Sogleich suchte sie ihren bequemeren Stuhl, bat mich, darauf Platz zu nehmen, und begann, sich über die geistige Anspruchslosigkeit der Heimbewohnerinnen und deren völliges aus-der-Welt-Sein zu beklagen.

„Es ist grauenhaft“, meinte sie und schüttelte den Kopf, „sie lesen keine Zeitung, sehen fern, sie lesen nichts, wissen nichts, außer den Essenszeiten. Da war ja der Krieg noch humaner! Es ist unmenschlich hier! Ja, eine wohlgeheizte, lautlose, hygienische Unmenschlichkeit! Ich werde ein Buch darüber schreiben.“

Ich suchte, sie mit der Notiz zu zerstreuen, die jüngst eine ernstzunehmende Radiosendung verbreitet hatte: Nämlich, dass im Jahre 1968 der Wortschatz der dreizehn- bis siebzehnjährigen Italiener bei tausendfünfhundert bis tausend-siebenhundert Wörtern gelegen und dass die Erhebungen vom Jahre 2002 einen solchen von siebenhundert ergeben hatten. „Und das sollen unsere künftigen Ingenieure, Ärzte, Piloten, Hochschullehrer, Dichter werden! Von den Politikern will ich lieber schweigen.“ Sie wischte diesen letzten Satz mit einer herben Bewegung fort. Nach einer Pause hob sie das Haupt: „Wenn ich an 1943 und 1944 denke. Hab ich dir die Geschichte von dem Deutschen erzählt, von Mennichen, Jacob Mennichen?“ Ich verneinte. „Was ich dir jetzt anvertraue, ist wahr – von der ersten bis zur letzten Silbe:

Du weißt, dass am achten September 1943 Italien die Kehrtwendung vollzog, die man bei euch Verrat nennt. In Wirklichkeit hatten jene Italiener – und es waren sehr viele, sehr, sehr viele, ich war auch darunter – die Oberhand gewonnen,

die der dümmliche Mussolini samt seiner Partei nie überzeugt hatte. Die Verbündeten landeten also in Sizilien, später besetzten Polen mein Bologna, aber noch war es weit dahin, und noch befand sich unser Land in der harten Hand des Kriegsgefährten von gestern. Eine deutsche Befehlsstelle lag im Collegio San Giuseppe in Bologna in der via Murri 74. Der Dolmetscher der Deutschen hieß Jacob Mennichen und hatte die Aufgabe, zwischen meinen Landsleuten und der Wehrmacht zu vermitteln. Mennichen war Restaurateur alter Bilder und stammte aus Düsseldorf. Der Kunst verpflichtet, war er kein Feind Italiens und verhehlte seine Abneigung gegen das Vorgehen der Wehrmacht schlecht.“

Luciana stand auf, ging zu einem Schrank, öffnete eine Schublade und kramte einen gelblichen, mit Linien versehenen Papierdoppelbogen hervor, der die Unterschrift eines Notars trug und dessen Text ich hier übersetze:

Bologna den 11° Dezember 1945

Der Unterfertigte erklärt hiermit vor dem Notar Marani, Dr. Giovanni, und aus Dankbarkeit dem deutschen Wehrmachtsdolmetscher Jacob Mennichen gegenüber:

„Jacob Mennichen langte am 8° September 1943 in Bologna ein und kam so mit den Offizieren und dem italienischen Kommando in Berührung.

Vom ersten Augenblick an zeigte er sich uns wohlgesonnen und verwendete seine Kräfte, die Strenge der Befehle verschiedener deutscher Zentralen zu mildern, wobei er seine entgegengesetzte Meinung nie verbarg. Er verbarg weiters nicht seinen Wunsch, aus den deutschen Reihen zu scheiden, von deren Art zu beschließen und zu handeln sich seine unterschied. Was mich anbetrifft, so kann ich bestätigen, dass mir Mennichen nicht nur stets ein aufrichtiger Freund war, sondern dass er sich mehrmals dafür verwendete, mich aus heiklen Situationen herauszuholen, wobei er sich großer Gefahr aussetzte und dies auch wusste.

Am Morgen des 9° September 1943 trat er mit einigen deutschen Soldaten und Offizieren in mein Büro (Leitung der italienischen Militär-Nachschubtransporte auf Schienen in Bologna), und es wurde mir im Namen des anwesenden deutschen Befehlshabers mitgeteilt, dass meine Beamten und ich die Büroräume augenblicklich zu verlassen hätten und nichts mitnehmen dürften. Am Gesichtsausdruck Mennichens und dem Ergebnis seiner Wortwahl erkannte ich, dass ich in ihm einen Helfer hatte, denn er übersetzte präzise meinen Protest und meinen Entschluss, keinen Fußbreit zu weichen. Die deutschen Offiziere schienen überrascht und beschlossen nach kurzer Beratung, mich und meine Leute an ihrem Platz zu lassen.

Der Aufforderung, die Waffen abzugeben, entgegnete ich Mennichen entrüstet, dass ich darin einen unüblichen und den Militärkodex verletzenden Akt der

Willkür deutscher Offiziere sähe, und Mennichen musste meine, in diesem historischen Moment lebensgefährliche Äußerung so nobel widergegeben haben, dass man uns sogar die Waffen beließ, allerdings unter meiner persönlichen Verantwortung.

Am Tag darauf, den 10^o September 1943, suchte ich in Begleitung Mennichens ein Konzentrationslager für Italiener auf, ein Durchgangslager, wo jene warteten, die für die deutschen Lager bestimmt waren. Ich wusste dort einige meiner Mitarbeiter und fand auch den Hauptmann der Grenadiere, Italo Gatti, sowie elf Soldaten meines Bahnhofskommandos, von deren Namen mir nur jener des Korporals Nicolosi aus Catania noch gegenwärtig ist. Mennichen übernahm souverän die Führung und Verantwortung der Verhandlung. Er wies ein Scheindokument vor, und es gelang ihm, Hauptmann Gatti und die elf Soldaten frei zu bekommen. Diese Befreiung ist das ausschließliche Verdienst Mennichens, ohne den ich nichts ausgerichtet hätte.

In der folgenden Zeit, erhielt ich von Mennichen eine beachtliche Anzahl von deutschen Ausweisen. Sie waren mit Stempel und Unterschrift versehen. Diese Papiere erhöhten die Sicherheit meiner Angestellten beträchtlich. Nun konnten sie unbehelligt ihre Wohnorte erreichen und liefen keine Gefahr, auch bei den späteren vielen Hausdurchsuchungen verhaftet zu werden.

Ein weiterer Umstand, der mich an den unvergesslichen Mennichen gemahnt und mich damals lange über seine Gefühle uns Italienern gegenüber nachdenken machte, betrifft mich persönlich und hat meine Existenz entschieden.

An einem Januarnachmittag des Jahre 1944 kam Mennichen in mein Büro und vertraute mir höchst beunruhigt an, dass das deutsche Kommando am selben Tag meine Erschießung befohlen hatte mit der Begründung: Ich triebe ein Doppelspiel zum Schaden des Reichs. Mennichen händigte mir ein deutsches Dokument aus, das gestempelt und unterschrieben war, aber noch auf keinen Namen lautete. Es war nichts anderes als ein Passierschein für Eisenbahnbedienstete, der es mir erlaubte, nach Norditalien zu entfliehen. Wir verblieben, dass ich auf ein Zeichen Mennichens verschwinden würde.

Was dann wirklich geschehen ist, weiß ich nicht. Von Erschießung war keine Rede mehr, aber ich stand unter ständiger Bewachung, und Mennichen hielt mich über alle Absichten, die mich betrafen, auf dem Laufenden.“

*Für die Wahrheit obiger Aussage
Oberstleutnant Giachery Vincenzo*

„Nun,“ fuhr Luciana fort und legte das Dokument in die Schublade zurück, „ich war damals eine junge Professorin und hatte eine Stelle bei den Schwestern bekommen. Sie zahlten schlecht, waren aber lieb und hoch gebildet. Eine von ihnen, sie ist uralt, blieb bis heute meine Freundin. Da man meine Einstellung

zum Regime wusste, durfte ich mit keiner Staatsstelle rechnen und lehrte also in einem Klosterschule, in dessen Weiträumigkeit auch ein Wehrmachtskommando untergebracht war. Von Mennichen wusste ich solange nichts, bis mich eines Tages unsere Schwester Oberin ins Vertrauen zog und mir den im Kloster versteckten Deserteur Mennichen ‚anvertraute‘, da es zu gefährlich geworden war, ihn dort weiterhin zu behalten. Von Mennichen selber erfuhr ich, dass man Verdacht geschöpft und dass seine Flucht seiner Hinrichtung vorgebeugt hatte.

Auf Verbergen oder Beihilfe zur Verbergung Fahnenflüchtiger stand sofortige Erschießung. Zusammen mit einer Reihe Gleichgesinnter, die Massimo Massei, einem jungen brillanten Rechtsgelehrten unterstanden (der 1946 – einunddreißig Jahre alt – an den Folgen faschistischer Folterungen starb), übernahm ich die Obhut Mennichens. Zu Beginn nahm ihn meine Mutter auf. Als deutsche Soldaten der Gotischen Linie, die die Toskana und den Apennin durchzog, Quartier brauchten, knüpfte ich Kontakt zu Pater Rifredi in der Toskana und schilderte ihm den Fall. Der Mönch, über den später eine ganze Literatur entstand, erschrak fürchterlich, denn die Rache der Wehrmacht lehrte auch Heldenmütige zittern. Vor allem musste unser Schützling Papiere bekommen.

Ich besaß damals eine Freundin in der Stadtverwaltung. Nachdem Bolognas Archiv nach einer Bombardierung nicht mehr bestand und man daher nichts mehr nachprüfen konnte, besorgte mir diese Frau einen Ausweis, den wir auf ‚Giovanni Bosco‘ ausstellten. Mennichen, alias Bosco – Don Bosco, wie wir ihn scherzhaft nannten – wurde an die Adria in die Nähe Anconas begleitet und dort ‚untergebracht‘, wobei man auch dort für steten Quartierwechsel sorgte, denn Unverbesserliche, die ihn an den Galgen gebracht hätten, gab es unter unsern Leuten mehr als unter seinen.

Es verging fast ein Jahr, bis sich Mennichen bei den Schwestern wieder meldete. Er wollte zurück nach Bologna, es gäbe dringende Gründe.

Ich wurde also eingeteilt, ihn abzuholen. Bei unserer Begegnung sagte er mir, er habe seine Dokumente verloren und seine einzige Hoffnung sei, in Bologna noch einmal welche zu bekommen.

Auf Züge wollte ich mich der vielen Kontrollen wegen nicht verlassen. Busse fuhren nicht, oder zu wenige, und waren viel zu gefährlich. blieb also nur, per Anhalter zu reisen. Ich stellte mich auf die Straße in der Hoffnung, ein Lastwagen würde uns ein Stück oder vielleicht sogar ganz bis Bologna mitnehmen. Tatsächlich kam ein Lastwagen, und wir durften bis Imola mitfahren. Dort warteten wir auf den nächsten. Es dämmerte bereits. Es war Dezember. Ich hatte schon in meiner Jugend nicht sehr scharf gesehen und erkannte daher nicht, dass das Vehikel, das ich freudig winkend aufgehalten hatte, ein deutsches Militärfahrzeug war. Was tun? Sie würden sofort nach dem Ausweis fragen. Davonzulaufen war es zu spät. Ich war dreiundzwanzig. Herz in die Hand, Mennichen einen

Wink, er solle sofort in den Laderaum des Lasters klettern, und ich mein verführerischstes Lächeln aufgesetzt. Ein Offizier lächelte zurück, und wir fuhren los.

Mein Deutsch bestand aus wenigen Brocken. Mir wurde abwechselnd kalt und heiß. Was konnten, was sollten wir tun? Fragend sah mich der Fahrer, ein Soldat, an. Ich zitterte. Wann würde er nach den Ausweisen fragen? Es war seine Pflicht. Ich begann, drauflos zu reden: ‚Deutschland große Kultur!‘ Der deutsche Offizier gab zurück: ‚Ja, ja, wir Deutschen haben eine große Kultur.‘ Er lächelte. Ich setzte hinzu: ‚Deutsch gut Latein.‘ Er: ‚Ja, wir sind gute Lateiner.‘ Ich zitierte einen Versanfang Horaz. Der Offizier vollendete ihn. Ich zitierte einen weiteren, und auch diesen wusste der Barbar! Mein anfängliches Entsetzen ließ ein wenig nach. Ich schaute aus dem Fenster, ob wir weiterkämen, und deklamierte in den nächsten Stunden Horaz, Ovid, Sallust, Catull, die großen römischen Dichter. Zunehmend erwärmte sich der gebildete Mann. Wären wir nicht Feinde gewesen, ich hätte meinen Gesprächspartner gern zum Freund gehabt, aber immer, wenn sich sein Fahrer brummend zum Laderaum drehte, wo Mennichen im Dunkeln saß, rann es mir eiskalt den Rücken hinunter. Hätten sie gewusst, sie hätten uns sofort erschossen. Es war schon längst Nacht. Noch immer nichts. Ich munterte den Deutschen auf, mit mir die Äneis von Vergil aufzufrischen. Das hätte bis Mailand gereicht. Endlich, endlich erste Lichter. ‚Ist das schon Bologna?‘ wollte ich wissen: ‚Ja‘ brummte mürrisch der Fahrer. Selbst ihn hätte ich umarmt. Nie mehr in meinem Leben hatte ich solche Mühe, meine Erregung zu verbergen.

Wir fuhren in den Torbogen des Konvents, der Wagen hielt. Mennichen stieg betont langsam von der Ladebrücke. Der Offizier salutierte und sprach: ‚Frohe Weihnacht‘ und zu Mennichen gewandt italienisch: ‚Buon Natale‘, worauf auch dieser freundlich erwiderte. ‚Grazie, e buon Natale anche a Lei‘.

Es war der Heilige Abend. Wir hatten es vergessen. Heidnische Dichter und jene, die sie uns gelehrt, hatten uns das Leben geschenkt.“

Luciana sprach die letzten Sätze immer leiser, und obwohl ich sah, dass sie müde war, konnte ich doch nicht umhin zu fragen: „Und Mennichen? Was ist mit ihm geschehen?“

„Mennichen,“ wachte Luciana wieder auf, „Mennichen bekam seine Papiere. Wir halfen ihm, nach Rom zu gelangen. Er floh auf einem Fahrrad. In Rom angekommen, wurde er für ein halbes Jahr Butler eines Monsignore und verdiente sich damit die Überfahrt in die U.S.A. und wanderte nach Illinois aus, von wo er mir ...“ Sie schwieg und blickte zu den bettelnden Vögeln vor dem Fenster.

Ich stand auf, und wir umarmten einander.

P.S. Luciana Negrini sollte nach dem Krieg ausgezeichnet werden. Als sie sah, wer mit ihr auf derselben Liste stand, verzichtete sie.

Die Namen der Personen und Orte sind nicht geändert (d. V.).

Bildung – Schule – Wirklichkeit

Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt*

VON PETER J. BRENNER

I. Humboldt heute

Fast 200 Jahre lang, vom Beginn des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, wurde die deutsche Bildungswirklichkeit beherrscht von „Humboldts Bildungsideal“. Dieses Bildungsideal war die Leitidee, an der sich die Gestaltung der deutschen Schul- und Hochschulwirklichkeit orientierte; es hatte also sehr praktische Realitätswirkungen in der deutschen Gesellschaftsgeschichte. Gleichzeitig war dieses Bildungsideal aber auch die Leitformel, die als regulative Idee ein stets anzustrebendes – und nie zu erreichendes – Ziel formulierte. Es dürfte in der Geistesgeschichte der Neuzeit wenige Ideen gegeben haben, die eine derartige durchschlagende wirklichkeitsgestaltende Kraft entwickelt haben, und das nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa, mit Ausstrahlungen bis nach Nord- und Südamerika und nach Asien.

Das allerdings ist heute vorbei. Die neuere deutsche Bildungspolitik hält sich viel darauf zugute, den Namen „Humboldt“ aus dem kulturellen Gedächtnis gestrichen zu haben. Wer heute über „Schule“ oder „Universität“ spricht, redet nicht mehr über „Bildung“. Er redet über „literacy“, über „skills for life“, über Perzentile und Gradienten, und das Ziel der Universität heißt nicht mehr „Bildung durch Wissenschaft“, sondern es heißt „employability“. Es gibt Menschen, die diese Entwicklungen für einen Gewinn halten, und sie haben Recht behalten. Denn das alles mag auch seine Richtigkeit haben. In der Tat ist ja nicht einzusehen, warum ein nun ziemlich genau 200 Jahre altes „Bildungsideal“ zu Beginn des dritten Jahrtausends in einer durch globale politische, ökonomische und mediale Entwicklungen ebenso radikal wie rasant sich verändernden Welt immer noch einen legitimen Geltungsanspruch erheben können soll.

II. Der Erfolg einer Idee

Wer allerdings die enorme historische Durchschlagskraft des „Humboldtschen Bildungsideals“ und der damit verbundenen „Bildungsreform“ wirklich würdi-

* Das Manuskript wurde im Juni 2012 eingereicht.

gen will, muss sich mit dem nicht von der Hand zu weisenden Einwand auseinandersetzen, dass sowohl das Innovationspotential wie die faktische Umsetzung dieser Reformen in der Rezeptionsgeschichte maßlos überschätzt wurden: „Eine unbefangene Analyse des empirisch Nachweisbaren zeigt nämlich, daß ihr Einfluß und die erreichten Veränderungen hinter den Erwartungen erheblich zurückblieben“, weil nämlich die „imponierende Schreibgewandtheit“ der handelnden Akteure den Blick auf die Wirklichkeit für die Nachgeborenen verstellt hat.¹ Für den Historiker fällt die Bilanz der preußischen Schulreformen in der Tat insgesamt eher ernüchternd aus. Eine wesentliche Errungenschaft der Reformen war am Ende die weitgehende Verstaatlichung des Schulwesens und seine Einbindung in den preußischen Verwaltungsstaat mit seiner Schulverwaltung und Schulaufsicht, den staatlichen Lehrplänen und Prüfungsregelungen sowohl für Schüler wie für Lehrer, „während die ideellen Impulse der Reformzeit auf der Strecke blieben.“²

Aber die Heutigen sollten zumindest fragen, woher denn dieser unwahrscheinliche Erfolg der „ideellen Impulse“ gekommen ist. Wilhelm von Humboldt ist offensichtlich das Kunststück gelungen, eine Idee, nämlich die der „Bildung“, in die Wirklichkeit umzusetzen. Dabei spielte die „Schule“ – weniger wahrscheinlich die Universität – eine wichtige Rolle, aber die Schule als eine verwaltungsmäßig organisierte Institution mehr denn als eine programmatisch inszenierte Idee. Denn Humboldt hat seine Bildungsidee nicht programmatisch entworfen, sondern pragmatisch entwickelt. Zu einem systematischen Programm ausgearbeitet wurde sie erst im Laufe einer langen Rezeptionsgeschichte, zum großen Teil erst im Westdeutschland der fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Humboldts eigene Überlegungen sind verstreut und unzusammenhängend – wie er überhaupt kein großer Systematiker und Theoretiker war oder es erst wurde, als er sich aus dem Staatsdienst zurückgezogen hatte nach Schloss Tegel, um sich in Muße seinen vor allem sprachwissenschaftlichen Forschungen widmen zu können. Im Gang durch sein Gesamtwerk, zu dem auch der Briefwechsel hinzuzuziehen ist, ergeben sich einige Kernelemente, die durchaus nicht alle stimmig zueinander passen, die aber in der Rezeptionsgeschichte des 20. Jahrhunderts zu einem kohärenten Text „Humboldts Bildungsideal“ zusammengewachsen sind. An seiner Spitze steht wohl der Gedanke, dass Bildung die Entfaltung reinen Menschentums sei: „Der allgemeine Schulunterricht geht auf den

¹ Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* 1700–1990, Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München: Beck 1987, S. 473.

² Manfred Botzenhart, *Reform, Restauration, Krise*. Deutschland 1789–1847, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S. 64.

Menschen überhaupt“.³ Wenn vom „Menschen überhaupt“ die Rede ist, dann meint Humboldt den Kern des Menschen; das Innerste seines Charakters, das durch Bildung gestärkt und geformt werden müsse: „Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in’s Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.“⁴

Dieser Gedanke hat weiter zurückreichende Wurzeln. Unmittelbare Vorläufer waren Leibniz, Shaftesbury, Rousseau, Herder;⁵ aber der Grundgedanke lässt sich bis in die Entelechie-Konzeption von Aristoteles’ Metaphysik verfolgen. Ein gewichtiger Gewährsmann ist sicher auch Goethe mit seinem Wilhelm Meister gewesen, der die reinste Formulierung dieses neuhumanistischen Bildungsgedankens gefunden hat: „Daß ich dir’s mit einem Worte sage: mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht“, schreibt Wilhelm seinem Schwager Werner.⁶ Originell und „innovativ“, wie man heute sagen würde, war die Kernidee von Humboldts Bildungsideal also wahrlich nicht. Aber diese mangelnde Originalität war eine der Voraussetzungen für seinen Erfolg.

Humboldts Konzept schließt vieles ein und schließt nur wenig aus. Für die Wirkungsgeschichte war am Ende sicher das wichtiger, was ausgeschlossen wurde, als das, was aus dem europäischen Gemeingut aufgenommen wurde.

Das zweite wesentliche Element des Humboldt’schen Bildungsideals nach der „allgemeinen Menschenbildung“ war durch einen solchen Ausschluss definiert – den Ausschluss aller Nützlichkeitsabwägungen aus dem Bildungsideal. Damit wendet sich Humboldt gegen den langsam verblässenden Bildungsbegriff der Aufklärung. Das Schul- und Universitätssystem des ausgehenden 18. Jahrhunderts war in Deutschland, wie auch andernorts, besonders in Frankreich, auf den Nutzen hin ausgerichtet, den der Einzelne für den Staat – heute würde man eher sagen: für die Gesellschaft – erbringen sollte. Davon wendet sich Humboldt ra-

3 Wilhelm von Humboldt, *Der königsberger und der litauische Schulplan*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Erste Abteilung: Werke, Bd. 13: Nachträge, hg. von Albert Leitzmann unter Mitwirkung von Siegfried Kähler und Eduard Spranger, Berlin: Behr’s 1920, S. 259–283; hier S. 277.

4 Wilhelm von Humboldt, *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin (1809/10)*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, 2. Abteilung: Politische Denkschriften I, hg. von Bruno Gebhardt, 1. Band: 1802–1810: Politische Denkschriften, Bd. 10, Berlin: Behr’s Verlag 1903, S. 250–260; hier S. 253.

5 Vgl. Georg Bollenbeck, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M./Leipzig: Insel, 2. Aufl. 1994, S. 112–126.

6 Johann Wolfgang von Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: ders.: Poetische Werke, *Berliner Ausgabe*, Bd. 10: Romane und Erzählungen II, Berlin/Weimar: Aufbau, 2. Aufl. 1971, S. 302.

dikal ab. Nicht das nützliche Wissen ist das Ziel seines Bildungsgangs, sondern die formale Bildung des Einzelnen. Sie erst, das war die dialektische Volte seiner Überlegungen, befähige den Einzelnen dazu, seine Aufgaben in der gesellschaftlichen, staatlichen, beruflichen Wirklichkeit zu erfüllen. Auch das gehörte zum pädagogischen Zeitgeist des Neuhumanismus. Diese Abwehr des Nützlichkeitsgedankens und die Konzentration auf das „allgemeine Menschentum“ bilden den Kernbestand von Humboldts Bildungsidee.

Originell ist das nicht. Humboldt folgt hier Gedanken, die dem Geist der Zeit entsprechen. Die Philanthropisten der Aufklärung, die einmal als Speerspitze des pädagogischen Fortschritts galten, waren langsam aus der Mode gekommen. Unmittelbar vor Humboldts Amtsantritt hatte der bedeutende Pädagoge und Philosoph Friedrich Immanuel Niethammer in der Auseinandersetzung mit ihnen den Grundgedanken entwickelt, den Humboldt dann aufgreifen sollte: Die „allgemeine Bildung des Menschen“ sei das Ziel, das der Philanthropismus verfehle, weil er nur eine „Bildung des Menschen für seine künftige Bestimmung in der Welt“ anstrebe.⁷ In einer synoptischen Gegenüberstellung stellt Niethammer systematisch die alte und die neue Bildungsidee gegeneinander und dokumentiert damit den Übergang in ein neues Zeitalter der Pädagogik.

Wer nach dem Geheimnis des Erfolgs von Humboldts Bildungskonzept forscht, wird nicht weit kommen, wenn er sich auf die verstreuten programmatischen Textstellen konzentriert – Ähnliches findet sich bei Schleiermacher, Goethe, Hegel. Das Besondere an Humboldts Bildungskonzept sind nicht seine grundlegenden Ideen, sondern die erstaunliche Tatsache, dass ihr Urheber die Gelegenheit erhielt, sie in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Durchschlagskraft von Humboldts Bildungskonzept erweist sich in seiner praktischen Umsetzung in jenen 16 Monaten, in denen er die Verantwortung für die preußische Schul- und Universitätspolitik in schwieriger Zeit übernommen hat. Von allen Theoretikern und Programmikern der deutschen Klassik und des deutschen Idealismus war Humboldt neben Goethe der einzige, der sich in eine Amtsverantwortung hat einbinden lassen, die über die professorale Tätigkeiten in der akademischen Selbstverwaltung, wie sie sich bei Fichte,⁸ Schleiermacher oder Hegel finden, hinausging.

⁷ Friedrich Immanuel Niethammer, *Der Streit des Philanthropinismus und des Humanismus in der Theorie des Erziehungs=Unterrichts unsrer Zeit*, Jena: Frommann 1808, S. 76.

⁸ Fichte war auf energische Empfehlung Humboldts an die neu gegründete Berliner Universität berufen worden und wurde ihr erster gewählter Rektor. Seine Amtszeit dauerte noch kürzer als die Humboldts: nach nur einem halben Jahr legte er sein Amt nieder, unter anderem im Streit mit dem Senatspräsidenten Schleiermacher, wobei es um die „Idee der Universität“ ging, als deren Inkarnation sich Fichte offenbar empfand. Vgl. Helmut Schelsky, *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1963, S. 62f.

Es ist bekannt, dass Humboldt sein Amt nur widerwillig übernommen hat, und ganz klar ist bis heute nicht, warum der Freiherr vom Stein ausgerechnet auf den weit entfernt in Rom residierenden preußischen Diplomaten Wilhelm von Humboldt verfiel, als es darum ging, die Preußischen Reformen auch auf den Bildungsbereich auszudehnen. Wahrscheinlich folgte vom Stein einer Empfehlung von Christian Kunth, dem Erzieher und langjährigen Vertrauten der Brüder Humboldt. Wilhelm von Humboldt war, wie er später erfuhr, auch nicht die erste Wahl für das Amt. Der zuvor gefragte Theologe und Pädagoge August Hermann Niemeyer, Kanzler und Rektor der Universität Halle, hatte abgesagt.⁹ Wie auch immer – Wilhelm von Humboldt folgt nach einigen Abwehrreaktionen zögernd und widerwillig dem ehrenvoll gemeinten, aber nicht so empfundenen Ruf nach Berlin – der ihn zunächst und für acht Monate in das noch weniger geliebte Königsberg führte – und übernimmt dann aber doch mit offenkundigem Feuereifer, der sich in seinen Amtsschriften spiegelt, die neue Aufgabe.

Die Konstellation war zwiespältig, in die sich Humboldt hineinbegab. Glücklicherweise war sie hinsichtlich der Aufgabe, die er zu lösen hatte. Preußens Niederlage gegen Napoleon hatte eine Art *Tabula-rasa*-Situation geschaffen, die ein äußerst reformfreudiges Umfeld eröffnete, das es Humboldt erlaubte, eigene Ideen zu entwickeln und auch umzusetzen. Auf der anderen Seite aber steht seine Arbeit unter dem unglücklichen Stern des Niedergangs Preußens, der den Reformern äußerste politische Vorsicht auferlegte und ihrem Wirken enge mentale wie materielle Grenzen setzte. Humboldt war peinlich bestrebt, auch nur jeden Anschein politischer Aktivität oder gar Obstruktion, der die napoleonische Besatzungsmacht hätte hellhörig werden lassen können, zu vermeiden. Das Schicksal des Freiherrn vom Stein, der kurz nach der Berufung Humboldts nicht nur auf Druck Napoleons entlassen wurde, sondern auch fliehen musste, weil Napoleon bekanntlich den Befehl gegeben hatte, ihn erschießen zu lassen,¹⁰ wird Humboldt genauso wie den anderen Reformern vor Augen gestanden haben. Am Ende war es kaum eine Handvoll von Männern, die zum innersten Zirkel der Reformen gehörten. Neben dem *spiritus rector* der Reformen, dem Freiherrn vom Stein, waren es sein Nachfolger Hardenberg als Verwaltungsreformer sowie der Militärreformer Scharnhorst mit seinem persönlichen Berater Clausewitz. Humboldt gehörte allenfalls in der äußersten Peripherie dazu.

Die Bedingungen der Besatzungsherrschaft führten dazu, dass ein Großteil der Reformziele nicht ausgesprochen und nur verdeckt umgesetzt werden konnte. Von den manifesten und versteckten antinapoleonischen Implikationen der

9 Vgl. Eduard Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens*, Tübingen: Niemeyer, 3., unv. Aufl. 1965 (zuerst 1910), S. 80–82.

10 Vgl. Georg Holmsten, *Freiherr vom Stein in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1975, S. 78.

Reformen hielt sich Wilhelm von Humboldt weit entfernt. Trotz seiner an vielen Stellen betonten und auch deutlich vor allem gegenüber seinem anders gesonnenen Bruder herausgekehrten nationalen Gesinnung hält er sich vorsichtig mit politischen Äußerungen zurück – in seinen Amtsschriften finden sich auch nicht die verstecktesten Hinweise und Anspielungen auf die politische Situation.

Umso bemerkenswerter und von großer bildungspolitischer Tragweite ist sein letztes Schreiben aus dem Umfeld seiner Amtstätigkeit als Sektionsleiter. Er richtet es – an seinem Geburtstag – nach seinem Ausscheiden aus dem Amt an den Minister Hardenberg: „Wenn ein Staat, wie der preußische, unglücklicherweise in eine von seiner bisherigen sehr verschiedene Lage versetzt wird, so scheint es nur nothwendig, daß er wieder auf irgend eine Art die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sich von irgend einer Seite noch mehr auszeichnen bemühe. Beförderung von Aufklärung und Wissenschaft hat ihm immer Achtung erworben; es wird ihm leicht sein, diese zu vermehren, die Stimme des Auslands zu gewinnen und auf eine politisch durchaus harmlose Weise eine moralische Macht in Deutschland zu erlangen, die in vielerlei Beziehungen ungemein wichtig werden kann.“¹¹ Hier, ganz am Schluss, wird doch noch einmal das Grundmotiv angesprochen, das die Preußischen Reformen insgesamt leitete und das auch und erst recht für den Bildungsreformer Humboldt die Leitlinie seines Handelns bildete.

Die Preußischen Reformen waren zum guten Teil Reformen, die auf die Bildung des Geistes und der nationalen Gesinnung zielten, weil eben die äußeren politischen Besatzungsverhältnisse kaum eine andere Wahl ließen. Der nach innen gerichtete Grundzug von Humboldts Bildungskonzept wird sich auch hieraus erklären lassen. Vor dem Hintergrund der politischen Verhältnisse fügt sich dieses Bildungskonzept jedenfalls gut ein in die Reformprogrammatik vom Steins, der, im Gefolge Fichtes, die Nation aus ihrem inneren Charakter heraus neu bilden wollte – und das bedeutete eben auch immer: sie geistig gegen Napoleon in Stellung zu bringen.

III. Bildungsreform als Verwaltungsreform

Bei seinem Amtsantritt ist sich Humboldt jedenfalls sofort darüber klar gewesen, dass es mit einem „Bildungsideal“, wie es die deutsche Klassik und der deutsche Idealismus in den beiden vorangehenden Jahrzehnten hervorgebracht hatten, nicht getan sein konnte. Mit dieser Einsicht war er nicht der erste. Auch Fichte, Schleiermacher, Hegel hatten einen klaren Sinn dafür, dass Ideen in die

¹¹ Wilhelm von Humboldt, *Über Reformen im Unterrichtswesen*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. 10 (wie Anm. 4), S. 299–302; hier S. 302.

Wirklichkeit umgesetzt werden mussten. Aber die Chance dazu hatte am Ende nur Humboldt – und er hat sie ergriffen. Wie immer klappte auch in seinem Wirken eine große Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit: „Humboldts schön ziselierte Sätze in Memoranden, die den Gedanken an Behördendeutsch nirgendwo aufkommen lassen, enthielten keineswegs die Wirklichkeit des Schullebens, und für die Universitäten umrissen sie ein Programm, das erst später und nur teilweise eingelöst werden konnte.“¹² Das ist sicher richtig, aber nur zum Teil. Denn diese skeptische Charakterisierung von Humboldts Wirken erfasst nur die eine, allerdings rezeptionsgeschichtlich wirkungsvolle, Seite seiner Arbeit als Abteilungsleiter.

Die andere und umfangreichere bestand aus einer Amtstätigkeit, in deren Verlauf Humboldt durchaus seine Fähigkeit demonstrierte, „Behördendeutsch“ zu schreiben. Der institutionelle und pragmatische, eben behördenmäßige und nicht-philosophische, Kontext von „Humboldts Bildungsreform“, aus dem heraus die wirkungsvollen programmatischen Schriften entstanden sind, ist immer noch nicht wirklich gewürdigt worden. Eduard Sprangers klassische Humboldt-Studie von 1910 ist in dieser Beziehung singular geblieben.¹³ Sie führte dann ein Jahrzehnt später zur Mitarbeit des inzwischen renommiert gewordenen Berliner Professors Eduard Spranger an der Herausgabe der Akademie-Ausgabe, wo ihm die Edition eben dieser „Amtliche[n] Arbeiten aus den Jahren 1809 und 1810“ übertragen wurde, zu denen dann allerdings auch noch die in anderen Bänden von Bruno Gebhardt edierten „Politischen Denkschriften“ gehören. Wie wenig man eigentlich mit diesen „Amtlichen Arbeiten“ im engeren Sinne anzufangen wusste, zeigt die Tatsache, dass sie in Band 13 als „Nachträge“ publiziert wurden, wobei dieser Band noch unter einem besonders unglücklichen Stern stand, da er aus Kostengründen in unfertiger Form gedruckt werden musste.

Das Studium der rund 250 Seiten von Humboldts Amtsschriften ist jedoch von entscheidender Bedeutung für das Verständnis und die richtige Einschätzung von „Humboldts Bildungsreform“. Es zeigt, mit welcher bürokratischen Ernsthaftigkeit sich Humboldt der neuen Aufgabe angenommen hat. Diese Ernsthaftigkeit war es dann am Ende auch, die Humboldts Bildungsideal ihren Sitz im Leben der deutschen Bildungsgeschichte verschafft hat. Von programmatischer Bedeutung sind nur einige – von der Bildungsgeschichtsschreibung längst zu Tode zitierte – dieser Schriften, und die sind teilweise Fragment geblieben. In erster Linie gehören dazu der Königsberger und der litauische Schulplan, die fünf Schriften zur Gründung der Berliner Universität und die seine

12 Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, (wie Anm. 1), S. 475.

13 Außer natürlich der großen Studie des Humboldt-Herausgebers Bruno Gebhardt, *Wilhelm von Humboldt als Staatsmann*, Bd. I: *Bis zum Ausgang des Prager Kongresses*, Stuttgart: Cotta 1896.

Tätigkeit abschließende, an Hardenberg gerichtete Schrift vom 22. Juni 1810. Keiner dieser Texte war für die Veröffentlichung bestimmt, teils handelt es sich um denkschriftartige Dokumente, teils um aus konkretem Anlass hervorgegangene Gelegenheitsschriften, und alle sind sehr kurz, umfassen nur wenige Seiten. In diesen Schriften finden sich die meisten der immer wieder zitierten programmatischen Sinnsprüche zu „Humboldts Bildungsideal“. Diese Texte machen aber im Gesamt der einschlägigen Amtsschriften Humboldts nur einen geringen Teil aus.

Humboldts Tätigkeit konzentriert sich auf die Schulverwaltung, aber dieses Hauptaufgabengebiet ist von einem breiten Kranz weiterer Verantwortlichkeiten umgeben, die sich in den Amtsschriften spiegeln. Humboldt legt einen sehr ausdifferenzierten Vorschlag zur Neuordnung des Zensurwesens vor, der vom Geist der Liberalität geprägt ist; er widmet der Frage des Gesangsunterrichts an den Volksschulen große Aufmerksamkeit, weil der Kirchengesang ein Medium zur Förderung moralischer und nationaler Gesinnung sei; er beschäftigt sich mit einer neuen Konstitution für die Juden; und immer wieder erörtert er Fragen der Neuorganisation oder der Optimierung des eigenen Geschäfts- und Verwaltungsbereichs – genau daran wird er dann auch scheitern. Es entbehrt nicht des Reizes zu sehen, wie sich der große Humboldt an den Niederungen der kulturbürokratischen Werkeltagswelt abarbeitet.

Das Kernstück dieser Schriften sind die monatlich zu erstattenden „Generalverwaltungsberichte“ an seinen Dienstvorgesetzten Alexander von Dohna-Schlobitten, der Humboldt „mehr fürchtete als liebte“.¹⁴ Von Dohna, vier Jahre jünger als Wilhelm von Humboldt, zeitgleich mit diesem Student in Göttingen und vormaliger Studienkollege Alexander von Humboldts an der Büschschen Handelsschule in Hamburg, war 1808 auf vom Steins Vorschlag dessen Nachfolger als Innenminister geworden. Ihm war also die 1808 neu gegründete Section für Cultus und öffentlichen Unterricht unterstellt, deren Leiter dann Humboldt am 28. Februar 1808 wurde.¹⁵

Humboldts Tätigkeiten sind zum guten Teil die Geschäfte eines modernen Ministerialdirigenten – und oft auch die eines Ministerialrats –, und nicht die eines Ministers. Er hat offensichtlich minuziösen Einblick in die preußische Landschaft des Bildungswesens, das aus den beiden verbliebenen Universitäten Frankfurt an der Oder und Königsberg, dem ewigen Sorgenkind der Ritterakademie in Liegnitz, höheren Schulen verschiedenen Typs und einem unüberschaubar zerklüfteten Elementarschulwesen bestand.

14 Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 94.

15 Karl Otmar Freiherr von Aretin, *Dohna-Schlobitten, Friedrich Ferdinand Alexander, Burggraf und Graf zu*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 4, Berlin: Duncker & Humblot 1959, S. 53.

Humboldts Wirken als Amtschef ist durch ideengeleiteten Pragmatismus gekennzeichnet. Nicht unterschätzen darf man die egalitäre Komponente, die der Leitidee der „allgemeinen Menschenbildung“ zugrunde lag: Jeder sollte das Recht auf allgemeine Bildung haben. Diese egalitären Implikationen der Bildungskonzeption sind den kundigen Zeitgenossen nicht verborgen geblieben; es „regte sich sogleich empörter innerbürokratischer und publizistischer Widerstand“ gegen die Aufhebung der Standesschranken und die Übernahme französischer Revolutionsprinzipien in das preußische Schulsystem – Diskussionen, die in ganz ähnlicher Form der deutschen Bildungsdebatte bis heute erhalten geblieben sind. Ihre Kehrseite war freilich eine bürgerliche Leistungsethik, die an den Gelenkstellen des Übergangs von dem einen zum anderen Bildungsniveau „dichte Selektionsfilter“ eingebaut hatte.¹⁶ Denn Humboldt hielt neben seinem Ideal „allgemeiner Menschenbildung“ auch noch eine andere Einsicht bereit: „Ungleichheiten sind das Wesen der Welt, und dass etwas besser sey, als anderes, ist leicht zu dulden“.¹⁷

Aber das sind die großen philosophischen Fragen, die meist in Humboldts Amtsschriften mitschwingen, die aber doch nicht deren Kern ausmachen. Zum größeren Teil handeln sie von Verwaltungs-, Finanz- und Personalfragen, wie bei jedem anderen Amtsleiter auch. Humboldt weiß, dass es auf die Personen ankommt, die in den Einrichtungen tätig sind, und dass es ganz besonders wiederum von den führenden Köpfen abhängt, wie sich eine Institution, eine Bildungseinrichtung zumal, entwickelt; eine Einsicht, die die moderne Schulpolitik gerne vergisst. Er macht sich ausgiebige Gedanken über die fachliche Bildung und vor allem über die charakterliche Eignung des Führungspersonals an den Schulen und später dann auch an der Berliner Universität. Dabei zeichnet sich das Bild seiner Erwartungen an den Pädagogen ab: „Zu einem Lehrer gehört nicht bloss Talent und Wissen, sondern auch Moralität und Pflichtgefühl“.¹⁸ Bei dem Leiter der Liegnitzer Ritterakademie konstatiert er fehlende persönliche Eignung; er vermisst „die Gelehrsamkeit“, die „philosophisch-pädagogische Bildung“ und schließlich die „Energie des Charakters“, die für eine solche Leitungsfunktion unentbehrlich seien.¹⁹ Der Idealist Humboldt war schließlich auch Realist genug, um die charakterlichen Begrenzungen des Gelehrtenstandes nicht nur zu kennen, sondern auch in sein Kalkül einzubeziehen. Seiner Frau gegenüber klagt er darüber, „... mit wie viel Schwierigkeiten ich bei alldem zu

16 Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* (wie Anm. 1), S. 474.

17 W. v. Humboldt, *Der königsberger und der litauische Schulplan* (wie Anm. 3), S. 281.

18 Wilhelm von Humboldt, *Über den Entwurf für eine neue Konstitution für die Juden*, in: Wilhelm von Humboldts *Gesammelte Schriften*, Bd. 10 (wie Anm. 4), S. 97–115; hier S. 108.

19 Wilhelm von Humboldt, *Über die Liegnitzer Ritterakademie*, in: Wilhelm von Humboldts *Gesammelte Schriften*, Bd. 10 (wie Anm. 4), S. 160–175; hier S. 166.

kämpfen habe, wie die Gelehrten, die unbändigste und am schwierigsten zu befriedigende Menschenklasse – mit ihren ewig sich durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Absichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Förderung verdiene“.²⁰

Angesichts dieser Erfahrungen mag es ihm eine Erholung gewesen sein, wenn er sich einmal nicht mit Gelehrten, sondern mit der alltäglichen Schulpraxis zu befassen hatte. Er macht sich Gedanken über das Schulgeld, das nicht zu hoch, aber auch nicht zu niedrig sein dürfe,²¹ er denkt über die Unterbringung der Lehrer nach und darüber, wie viel Klafter Holz sie bekommen sollen²² – Verwaltungsarbeit eben, die weit entfernt war von den Höhen des „Humboldtschen Bildungsideals“.

IV. Die Elementarschulen

Das völlig unstrukturierte Volksschulwesen hat Humboldt durchaus im Blick, auch wenn das rezeptionsgeschichtlich überhaupt nicht wahrgenommen wurde. „Bildung für alle“ hieß sein Credo, und daraus folgte er mit großer Konsequenz, dass auch den einfachen Volksschichten ein Recht auf Menschenbildung zukomme. Lange bevor er sein Amt antrat, hat er diesen Kerngedanken schon formuliert: „Es liegt schon an sich die Menschheit etwas Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgend einem Menschen das Recht abzusprechen, Mensch zu sein. Keiner steht auf einer so niedrigen Stufe der Kultur, dass er zur Erreichung einer höheren unfähig wäre“.²³

Das ist zunächst Theorie. Als Kultusbeamter hat Humboldt sehr ernsthafte und pragmatische Überlegungen angestellt und Maßnahmen getroffen, um sie in die Praxis umzusetzen.²⁴ Eine schöne Gelenkstelle am Übergang von der Theorie zur Praxis stellt Humboldts gern zitierte Überlegung zum Bildungsbedarf des Handwerkers dar: „Auch Griechisch gelernt zu haben könnte auf diese Weise dem Tischler ebenso wenig unnütz seyn, als Tische zu machen dem Gelehrten.“

20 Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hg. v. Anna von Sydow, Bd. 3: *Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst, Briefe aus Rom und Berlin – Königsberg 1808–1810*, Berlin: Mittler 1909, S. 399.

21 Vgl. W. v. Humboldt, *Der königsberger und der litauische Schulplan* (wie Anm. 3), S. 270.

22 Vgl. ebd., S. 269

23 Wilhelm von Humboldt, *Über Religion*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1, Werke I: 1785–1795, Berlin: Behr's 1903, S. 45–76; hier S. 75.

24 Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 146–163; Renate Hinz, *Pestalozzi und Preußen. Zur Rezeption der Pestalozzischen Pädagogik in der preußischen Reformzeit (1806/07–1812/13)*, Frankfurt a.M.: Haag und Herchen 1991 (Pädagogische Versuche 17), S. 199–201.

Indess lässt kleine Verschiedenheiten allerdings die Wahl des Stoffes, da jede Form nur an einem Stoffe geübt werden kann, zu und auf diese wird in der Folge auch Rücksicht genommen werden. Auch können die grellen Contraste immer vermieden werden, und es braucht nie dahin zu kommen, dass ein Handwerker Griechisch, kaum lateinisch gelernt habe.“²⁵ Der Verwaltungsbeamte Humboldt kommt gegen den Philosophen Humboldt am Ende doch zu der pragmatischen Einsicht, dass einem künftigen Tischler das „allgemeine Menschentum“ eher auf dem Weg über das handwerkliche Verfertigen von Tischen als über das Lernen des Aorist vermittelt werden solle.

Dem Elementarschulwesen widmet sich Humboldt mit großem Eifer und sehr praxisnahen Maßnahmen. Er verbringt ganze Vormittage „in bloßen Elementarschulen“, worüber er seiner Gattin stolz in einem Brief berichtet, mit dem sicher zutreffenden Hinweis, dass das noch kein Minister – der er allerdings selbst auch nicht war – je getan habe. Ob das bei den Betroffenen Begeisterung ausgelöst hat, weiß man nicht; die „Lehrer bleiben in Furcht, wenn sie schlecht sind, da ich, wie noch heute bei einem, der keinen Vers im Homer richtig übersetzte, mit frage und korrigiere“, schreibt er an Caroline.²⁶ Wie allerdings Homer in die Elementarschule hineingekommen ist, wird hier nicht ganz klar.

Aber trotz des unverkennbar guten Willens steht Humboldt dem Volksschulwesen mit erkennbarer Ratlosigkeit gegenüber. Eine besondere Rolle in dieser Ratlosigkeit spielt Pestalozzi, von dem man sich offensichtlich in Preußen – und nur in Preußen – Wunderdinge bei der Hebung des Volksschulwesens verspricht.²⁷ In der Praxis sieht das so aus, dass die Unterrichtsabteilung regelmäßig besonders geeignet erscheinende Lehrer in die Schweiz geschickt hat, damit sie die Unterrichtsmethoden des Pestalozzischen Instituts kennen lernen und nach Preußen importieren sollten. Das führt dazu, dass der in der Schweiz schon längst und mehrfach gescheiterte Pestalozzi, der in seinem Heimatland ein ziemlich marginales Schattendasein führte,²⁸ in Preußen einen sonderbaren Reputationsschub erfuhr, dessen Nachwirkungen bis in die Gegenwart reichen.

Das ist kein Zufall. Denn durch merkwürdige Fäden war Pestalozzi mit den Grundzügen der preußischen Reformen verbunden.²⁹ Einen unermüdlichen Fürsprecher in der Section hatte Pestalozzi in Ludwig Nicolovius, der kurzzeiti-

25 W. v. Humboldt, *Der königsberger und der litauische Schulplan* (wie Anm. 3), S. 278.

26 Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, Bd. 3 (wie Anm. 20), S. 172.

27 Hinz, *Pestalozzi und Preussen* (wie Anm. 24), S. 176–182.

28 Fritz Osterwalder, *Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827)*, in: Heinz-Elmar Tenorth, *Klassiker der Pädagogik*, Bd. I: *Von Erasmus bis Helene Lange*. München: Beck 2003, S. 101–118; hier S. 103–106.

29 Vgl. Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 1: *Die Grundlagen*, Freiburg: Herder 1929, S. 414–421.

ger Vorgänger Humboldts war und dann zu seinen engsten Mitarbeitern gehörte. Der mit Humboldt fast gleichaltrige Nicolovius, der früher zum Umfeld von Jacobi und dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg gehörte, hatte Anfang der 90er Jahre Pestalozzi in der Schweiz persönlich kennengelernt. Die Begeisterung für dessen Bildungsideen blieb ihm zeitlebens erhalten. 1805 trat Nicolovius in preußische Dienste mit der Zuständigkeit für Schulangelegenheiten, er kam dann in den Kreis um den Freiherrn vom Stein. Verheiratet war er mit der Tochter Johann Georg Schlossers, wodurch er zum Schwager Goethes wurde.³⁰

Nicolovius' persönliche, auf Freundschaft zu Pestalozzi gegründete Affinität zu dessen Erziehungsphilosophie trifft sich zufällig mit einer deutschen Pestalozzi-Rezeption, die direkt ins Herz der preußischen Reformen hineinführt. Ihre Anfänge liegen wohl in Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, mit denen er sich, unter den Augen der Besatzungsmacht, ab Dezember 1807 in Berlin für eine Wiedergeburt des deutschen Volkes aus dem Geiste der Nationalerziehung aussprach.³¹ Pestalozzi ist für Fichte der Volkserzieher, der sich den armen Volksschichten in der Schweiz zugewandt habe. Um diese Deutung zu ermöglichen, muss Fichte allerdings gravierende Korrekturen an Pestalozzis pädagogischem Selbstverständnis anbringen; tatsächlich ist ein großer Teil der neunten und der zehnten seiner Reden dieser Aufgabe gewidmet. Denn während Pestalozzi nur das Ziel verfolgt, die Kinder der ärmeren Volksschichten durch entsprechende Ausbildung möglichst schnell in Lohn und Brot zu bringen, greift Fichtes eigenes Projekt einer „Nationalerziehung“ viel weiter aus. Es strebt eine nationale – und am Ende ständeübergreifende – Erziehung der ganzen Nation an: Seine „Nationalerziehung“ zielt darauf, den „ganzen Menschen zu bilden“,³² unabhängig von seinem Stande. Bei der Bestimmung dieses Bildungsideals beruft sich Fichte umfangreich auf Pestalozzi – allerdings auf kuriose Weise: „Pestalozzi redet von diesem Gegenstande mit herzerhebender Begeisterung; dennoch aber müssen wir bekennen, dass alles dieses uns nicht im mindesten klar geschienen

30 Vgl. Uwe Meier, *Nicolovius, Georg Heinrich Ludwig*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 19, Berlin: Duncker & Humblot 1998, S. 210–211; Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 114–116. – Es wäre eigener wissenschaftlicher Mühen wert, die Lebenswege des Personals der „Preußischen Reformen“ und ihre Verflechtungen zu untersuchen. Denn hier ließe sich idealtypisch die Herausbildung neuer Eliten studieren, die sich nicht nur durch Berufs- und Amtskarrieren, sondern ebenso durch persönliche Beziehungen, zu denen auch das Konnubium gehört, etablierten.

31 Vgl. Manfred Kühn, *Johann Gottlieb Fichte. Ein deutscher Philosoph*, München: Beck 2012, S. 504–511.

32 Johann Gottlieb Fichte, *Reden an die deutsche Nation*, in: Fichtes Werke, hg. von Immanuel Hermann Fichte, Band VII: *Zur Politik, Moral und Geschichte*, reprograph. Nachdr. Berlin: de Gruyter 1971, S. 257–499; hier S. 411.

hat [...]. Es ist darum nöthig, dass wir unsere eigenen Gedanken zu einer solchen Grundlage mittheilen.“³³

Wie dem auch sei – auf dem Weg über Fichte ist der Geist der Pestalozzischen Pädagogik auch beim Freiherrn vom Stein angekommen. Jedenfalls erkennt Friedrich Paulsen in dessen „Politischem Testament“ von 1808 und einer späteren Denkschrift von 1810 die Sprache Fichtes wie Pestalozzis wieder.³⁴ Von hier aus war es dann kein weiter Weg mehr in die Amtstuben der Section für Cultus und öffentlichen Unterricht. Vom Stein legt Pestalozzi seinem Nachfolger von Dohna ans Herz, und Humboldt konnte sich diesem Erbe schlecht entziehen. Wie weit seine Zustimmung zu den Gedankengängen Pestalozzis tatsächlich reicht, lässt sich schwer ergründen. Wie auch immer er sich persönlich zu Pestalozzi stellte – in seinen Monats- und später Vierteljahresberichten wird regelmäßig auf die Maßnahmen hingewiesen, die die Section unternommen hatte, um Pestalozzis Ideen in Preußen zu etablieren. Im Wesentlichen bestanden sie darin, dass, sicher auf Initiative Nicolovius', sukzessive insgesamt 12 junge Leute „zu Pestalozzi geschickt werden sollen“, und zwei weitere sollen am Plamannschen Institut in Berlin ausgebildet werden.³⁵ Über den Fortgang dieser Maßnahme unterrichten die „Generalverwaltungsberichte“ der Section regelmäßig,³⁶ auch der Bericht an den König vom Dezember 1809 geht noch einmal darauf ein und erläutert sehr ausführlich – er ist mit über 30 Druckseiten überhaupt die umfangreichste von Humboldts Amtsschriften – die Grundzüge des von Humboldt geplanten Elementarschulwesens: „Um die neue verbesserte Methode des Volksunterrichts aber auch von allen Seiten zu prüfen und jede Erfahrung zu benutzen, welche der heutige Zustand der Erziehungswissenschaft darbietet, sind noch 6 junge Leute zu Pestalozzi selbst gesandt, um einige Jahre dort zu verbleiben. Man wird daher bei ihrer Zurückkunft wieder vorzüglich brauchbare Subjecte haben, um auf dem im Lande indess angefangenen Wege weiter fortzugehen. [...] Für die übrigen, noch auf altem Fuß eingerichteten Landschulen wird die Section gleichfalls so viel als möglich Sorge tragen, da es natürlich ihr Grundsatz sein muss, keine mögliche Verbesserung erst auf die Vollendung einer andern, wenn gleich noch bedeutenderen, warten zu lassen, sondern in allen

33 Ebd., S. 414.

34 Vgl. Friedrich Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Berücksichtigung des klassischen Unterrichts*, Bd. 2, 3., erw. Aufl., hg. und in einem Anhang fortgesetzt von Rudolf Lehmann, Berlin/Leipzig: de Gruyter 1921, S. 281f.

35 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Generalverwaltungsberichte der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. 13 (wie Anm. 3), S. 210–252; hier S. 222

36 Vgl. ebd., 225; S. 239; S. 246.

Theilen und zu gleicher Zeit die möglichste Thätigkeit zu wecken.“³⁷ Hier wird noch einmal deutlich, wie durchdacht und planvoll der Verwaltungsmann Humboldt auch in diesen Fragen des Elementarschulwesens vorgegangen ist, was in der Rezeptionsgeschichte praktisch ignoriert wurde.

Humboldts eigene Einstellung gegenüber der pestalozzischen Methode war zunächst allerdings indifferent, dann ambivalent.³⁸ Der Unterschied zwischen dem Privatmann Humboldt und dem Amtsträger wird plastisch in einer kleinen Episode deutlich: Nach seiner Berufung in das neue Amt siedelt Humboldt kurzfristig nach Berlin über. Der zwölfjährige Sohn Theodor, der „schwer zu erziehen war und große Wißbegierde mit großer Lernscheu verband“,³⁹ kommt mit, die Gattin und die Töchter bleiben in Rom. Der Sohn wird zunächst im „Plamannschen Institut“ untergebracht – der Vorzeigeschule, die nach Pestalozzi Methoden arbeitet und die von Humboldt in diesem Sinne auch vielfältig gefördert wird. Sehr viel verspricht er sich aber offensichtlich nicht davon; im Brief an Caroline vom 14. Januar 1809 schließt er gleich die Bemerkung an, man könne sich ja „auch eigene Lehrer“ nehmen, wenn die Methode nicht funktioniert.⁴⁰ Der Amtsträger Humboldt hingegen sieht den Fall ganz anders: Im Bericht vom Juni 1809 ist die Rede von dem „sich sehr auszeichnenden, und die Pestalozzische Methode vorzüglich auch auf höhere Gegenstände anwendenden Plamannschen Institute in Berlin“.⁴¹

Mit großem Eifer und ebenso großer Umsicht, so kann man in der Summe sagen, hat sich Humboldt einer Erneuerung des Elementarschulwesens gewidmet, sicherlich stark inspiriert von den Grundideen Fichtes und des Freiherrn vom Stein, denen es um die Erziehung der Nation zu tun war. Dass diese Bemühungen faktisch und erst recht rezeptionsgeschichtlich von geringerem Erfolg gekrönt waren als die um die höhere Bildung, liegt sicher weniger an Humboldts Engagement als eher an der Unlösbarkeit der Aufgabe. Dem preußischen Volksschulwesen fehlte jede Konzeption, Struktur und Ordnung. Im Jahre 1820 soll es 17 623 Landschulen verschiedenster Art mit über 18 000 Lehrern gegeben haben.⁴² Die Vorstellung, zunächst von Königsberg und dann von Berlin aus in diese zerklüftete Bildungslandschaft ein an Pestalozzi orientiertes, einheitliches System zu bringen, mutet verwegen an und konnte eigentlich nur scheitern. Tat-

37 Wilhelm von Humboldt, *Bericht der Sektion des Kultus und Unterrichts*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. 10 (wie Anm. 4), S. 199–224; hier S. 213.

38 Hinz, *Pestalozzi in Preußen* (wie Anm. 24), S. 200f.

39 Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 150.

40 Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, Bd. 3 (wie Anm. 20), S. 72.

41 W. v. Humboldt, *Generalverwaltungsberichte der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht*, (wie Anm. 35), S. 222.

42 Vgl. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* (wie Anm. 1), S. 476.

sächlich hat es dann noch hundert Jahre, bis zur „Reichsschulkonferenz“ von 1920, gedauert, bis dieses Projekt zu Ende geführt wurde.

V. Das Höhere Bildungswesen

Die Reorganisation des höheren Bildungswesens war demgegenüber sicher eine dankbarere, überschaubarere und Humboldt naturgemäß auch näher liegende Aufgabe. Aber auch diese Arbeit war ein recht mühseliges Geschäft, wie die diversen Berichte zeigen. Denn der Niedergang der höheren Bildung zeichnete sich aus verschiedenen Gründen deutlich ab.

Ein besonderes Sorgenkind war die Liegnitzer Ritterakademie, eine Landwirtschaftsschule, in der Nähe von Breslau gelegen, die ihren Zweck nicht mehr erfüllte. Sie war nicht nur finanziell und pädagogisch heruntergewirtschaftet, sondern sie entsprach auch nicht mehr der egalitären Grundidee des neuen Bildungskonzepts. Humboldt moniert die hohen Kosten für den Reit- und Fechtunterricht und rechnet, ganz Verwaltungsbeamter, vor, dass derselbe Effekt für die „gesundheitliche und körperliche Ausbildung“ durch „fast ganz kostenlose, wahrhaft gymnastische Uebungen“ erreicht werden könne.⁴³ Der eigentliche Dorn im Auge ist ihm aber das elitäre Selbstverständnis, das diese „Ritterakademie“ als eine Ausbildungsstätte des Adels in die neue Zeit hinübergerettet hatte. Es komme darauf an, alle „Spuren des ehemaligen Vorurtheils, daß eine adliche Erziehung von einer andern verschieden seyn müsse“, auszulöschen.⁴⁴ Wie alle anderen Bildungseinrichtungen des Staates habe auch diese Ritterakademie als Landwirtschaftsschule eine dienende Funktion für die Wohlfahrt des Staates, der gegenüber Standesinteressen zurücktreten müssten.

Ein weitaus größeres Interesse brachte Humboldt den Universitäten entgegen. Von Anfang an verfolgt er energisch seinen Plan, den König zur Gründung einer Berliner Universität zu bewegen. Bereits am 12. Mai 1809 richtet er einen ersten Antrag auf Errichtung der Universität Berlin direkt an den König. Auch das war zum guten Teil ein Projekt, das sich aus der politischen Lage Preußens ergab: Durch den Tilsiter Frieden hatte Preußen die Universitätsstädte Halle, Erlangen und Duisburg verloren, verblieben sind nur die wenig leistungsfähigen Universitäten Königsberg und Frankfurt an der Oder.

Die Grundsätze zur Gründung der Berliner Universität sind hinreichend oft diskutiert worden. Bekannt sind seine kühnen Formeln von „Einsamkeit und Freiheit“ und „Einheit von Forschung und Lehre“, die weltweit Generationen von Festrednern beflügelt haben. Dass diese Formeln nicht Humboldts Eigen-

43 W. von Humboldt, *Über die Liegnitzer Ritterakademie* (wie Anm. 4), S. 160–175; hier S. 169. 44 Ebd., S. 163.

tum, sondern Gemeingut der deutschen Universitätsdiskussion dieser Jahre waren, lässt sich leicht zeigen. Auch hier ist Fichte mit seinen *Reden an die deutsche Nation* wieder eine wichtige Quelle, wenn er „geistige Selbstthätigkeit ohne alle fremde Leitung und einsames Nachdenken“ vom künftigen Gelehrten fordert.⁴⁵ In ihrer langen Rezeptionsgeschichte wurde Humboldts Universitätsgründung – die er selbst nicht mehr realisiert hatte – als Ideengeschichte beschrieben. Das ist nicht falsch, aber zu wenig. Denn wenigstens im gleichen Maße war sie bereits in der noch von Humboldt betriebenen Vorbereitungsphase eine Summe von Verwaltungsmaßnahmen. Nun soll man Ideen nicht unterschätzen; sie entfalten, zumal in Bildungsinstitutionen, ihre eigene wirklichkeitsprägende Wirksamkeit: „Die ‚Idee‘ einer Institution reicht immer über die bloße Wirklichkeit ihrer sozialen Existenz hinaus, schafft als normative Leitidee eben jene Spannung zur trivialen Stabilität des sozialen Daseins, die den entscheidenden Antrieb des institutionellen Handelns der Menschen in den Institutionen ausmacht.“⁴⁶ Dass aber Humboldt dem König minuziös vorrechnet, welche finanziellen Mittel und welche finanz- und verwaltungsrechtlichen Konstruktionen diese Freiheit ermöglichen und absichern sollen, wurde in der Rezeptionsgeschichte ignoriert. Ein wesentlicher Punkt ist für Humboldt die finanzielle Unabhängigkeit der Universitäten.⁴⁷ Der Gedanke etwa, dass das Vermögen der Universität in einer Stiftung angelegt werden solle, hat dann eher in den USA als in Deutschland Fuß gefasst.

Den Elementarschulen wendet Humboldt, nolens volens, sehr große Aufmerksamkeit zu, die Berliner Universitätsgründung ist ihm eine Herzensangelegenheit, aber das Gymnasium spielt in seinen amtlichen Schriften keine besondere Rolle – ein bemerkenswerter Befund angesichts der langen Rezeptionsgeschichte, die gerade hierin das Herzstück seines Bildungsideals und seiner Bildungsreformen sehen wollte. Die gymnasialen Angelegenheiten scheint Humboldt weitgehend Johann Wilhelm Süvern überlassen zu haben,⁴⁸ der neben Nicolovius sein engster Mitarbeiter war. Süvern war mit dem 1806 nach Königsberg geflüchteten Fichte dort in Berührung gekommen und wurde einer seiner treuesten Anhänger. Ab 1808 wurde er immer stärker in die Unterrichtsverwaltung des Innenministeriums involviert; unter Humboldt war er vor allem für das Gymnasialwesen zuständig.⁴⁹

45 Fichte, *Reden an die deutsche Nation* (wie Anm. 32), S. 427.

46 Schelsky, *Einsamkeit und Freiheit* (wie Anm. 8), S. 59.

47 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Antrag auf Errichtung der Universität Berlin*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. 10 (wie Anm. 4), S. 139–145; hier S. 144.

48 Vgl. Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 165f.

49 Vgl. Wilhelm Dilthey, *Süvern, Johann Wilhelm*, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 37, Leipzig: Duncker & Humblot 1894, S. 206–245.

Der entscheidende Impuls für die Karriere dieser Schulform wurde noch in Humboldts Amtszeit gegeben, aber von ihm selbst nicht mehr realisiert. Auch hier handelte es sich um eine von Süvern energisch vorangetriebene Verwaltungsmaßnahme: zunächst um die Einführung eines einheitlichen Lehrerexamens für die höheren Schulen im Jahre 1810, sodann um die Neuordnung des Abiturientenexamens 1812, das aus einem einfachen Abgangs- jetzt das berühmte „Reifezeugnis“ mit Feststellung der Studienberechtigung machte.⁵⁰ Erst durch diese Verwaltungsakte kristallisierten sich aus der Fülle der „Gelehrtenschulen“ jene 91 Gymnasien heraus, welche die Hochschulreife feststellen konnten. Die Begründung des Humboldtschen Gymnasiums beruht auf diesen und einer Reihe weiterer Verwaltungsmaßnahmen, deren Initiator ganz sicher Süvern und nicht Humboldt war.⁵¹

Humboldts originärer Beitrag zur Reform – oder besser Weiterentwicklung – der Gelehrtenschulen zum Gymnasium moderner Prägung bleibt hingegen unscharf.⁵² Es finden sich zahlreiche und verstreute allgemeine Bemerkungen zu den Prinzipien des höheren Schulwesens, aber eine klare Kontur ergeben sie nicht. Unverkennbar ist Humboldts Präferenz für den Sprachunterricht, womit der altsprachliche gemeint war, die ihm den Ruf eingetragen hat, der Begründer des „humanistischen Gymnasiums“ zu sein. Aber systematisch und programmatisch ausgearbeitet oder gar bildungsphilosophisch begründet hat Humboldt ein solches Konzept nicht; das blieb den Lehrplangestaltern der folgenden Dekaden vorbehalten. Allenfalls im Königsberger Schulplan lässt sich so etwas wie programmatischer Ehrgeiz erkennen, den er auch ausdrücklich in einem Schreiben an Friedrich August Wolf formuliert: „Jetzt reformiere ich die hiesigen gelehrten Schulen, verwandle drei in Bürgerschulen und verbessere die andern. Der Plan, den ich allein gemacht habe, aber mit Benutzung Ihres gelehrten Aufsatzes über den Unterschied zwischen den Bürger- und gelehrten Schulen, ist fertig.“⁵³ Aber auch bei diesem Plan geht es am Ende mehr um Fragen der Kosten für den Schulbetrieb und der Lehrerbesehung als um konzeptionelle Grundsatzfragen.

50 Vgl. Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* (wie Anm. 29), S. 431.

51 Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 173f.

52 Das hat schon Spranger in seiner klassischen Studie vor über hundert Jahren festgestellt; irgendeine korrigierende Wirkung auf das Humboldt-Bild haben seine Untersuchungen jedoch nicht gehabt; vgl. Spranger, *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens* (wie Anm. 9), S. 165–167.

53 Humboldt an Wolf, 8. August 1809. – *Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius* [im Anhang Briefe an F. A. Wolf], hg. von Rudolf Haym, Berlin: Felber 1894 (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 1).

VI. Bildung in der Zivilgesellschaft

Man nimmt Humboldt nichts von seiner Bedeutung als Bildungsreformer, wenn man den nüchternen Befund zur Kenntnis nimmt, dass er sich in seiner Amtszeit als Sections-Chef mehr um Verwaltungsangelegenheiten als um bildungsphilosophische Programmatik gekümmert hat. Am Ende gestaltet er damit doch den innersten Kern und die eigentliche Absicht seiner Bildungsreform. Denn diese Bildungsreform war Teil einer sehr viel größeren Reform, und nur in diesem – in der Wirkungs- und Forschungsgeschichte fast völlig übersehenen – Zusammenhang lässt sich wirklich verstehen, aus welchen Impulsen heraus Humboldt handelte und handeln musste. Neben der Militär- und Verwaltungsreform war die Bildungsreform die dritte Säule der „Preußischen Reformen“, mit denen Preußen – und in seinem Gefolge Deutschland überhaupt – den Weg in die Moderne antrat. Diese Reformen, daran muss erinnert werden, hatten ihre Wurzel in der Niederlage Preußens gegen die französischen Truppen in der Schlacht von Jena und Auerstedt 1806. Zu den Spätfolgen dieser Niederlage gehörte, dass Wilhelm von Humboldt einen Großteil seiner Amtsschriften mit dem Dienstort „Königsberg“ unterzeichnen musste, weil sich der preußische Hof dort niedergelassen hatte, nachdem er 1806 aus Berlin geflüchtet war. Erst Ende 1809 kehrten die preußische Regierung und der Königshof nach Berlin zurück.

Auch die Bildungsreform war Teil des großen, von Fichte ererbten Plans einer „Nationalerziehung“, deren Ziel die Erneuerung Preußens aus einem erneuerten Bürgergeist heraus war. Dieser Gedanke kehrt bei Humboldt immer wieder, und er ist sicher auch ein Leitmotiv der preußischen Reformer gewesen. Die Reformer verfolgten das Ziel, „von oben nach unten, von innen nach außen voranschreitend eine Staatsbürgergesellschaft zu errichten“. ⁵⁴ Dass hierbei auch der Bildungsreform eine zentrale Rolle zukam, liegt auf der Hand, obwohl sie bei den Reformern nicht an erster Stelle stand, sondern sie eher an die erzieherische Wirkung der allgemeinen Wehrpflicht gedacht hatten.

Jedenfalls ordnete sich auch die Bildungsreform – selbst wenn das von Humboldt fast nie direkt ausgesprochen wurde – diesem großen Ziel einer Erneuerung des Staates ein und unter. Am deutlichsten formuliert das Humboldt in seinem Bericht vom Dezember 1809: „Die schwierige Aufgabe ist, die Nation geneigt zu machen und bei der Geneigtheit zu erhalten, den Gesetzen zu gehorchen, dem Landesherrn mit unverbrüchlich treuer Liebe anzuhängen, im Privatleben mässig, sittlich, religiös, zu Berufsgeschäften thätig zu sein und endlich sich gern, mit Verachtung kleinlicher und frivoler Vergnügungen, ernsthaften

⁵⁴ Reinhart Koselleck, *Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung u. soziale Bewegung von 1791 bis 1848*, München: dtv 1989, S. 331.

Beschäftigungen zu widmen.⁵⁵ Diese Bestimmungen tragen wenig Humanismus und viel Pragmatismus in sich.

Man wird bei dieser staatsfrommen Beschreibung des Bildungsideals aber immerhin den Adressaten in Rechnung stellen müssen: Es war der König Friedrich Wilhelm III. Aber auch wenn Humboldt hier etwas stark aufträgt, entspricht das sicher doch seiner eigenen Ansicht. Er wiederholt diesen Gedanken in etwas milderer Form in seinem Abschiedsschreiben an Hardenberg, in dem er die Förderung von „Aufklärung und Wissenschaft“ als probates Mittel anempfiehlt, Preußen wieder eine „moralische Macht in Deutschland“ zurückzugeben.⁵⁶ Was Humboldt hier im Sinn hat, ist offensichtlich das, was man heute als „Bürger-“ oder „Zivilgesellschaft“ zu nennen sich angewöhnt hat. Um dieses Ziel zu erreichen, schlägt er abermals eher administrative Maßnahmen vor. Öfter kehrt der Gedanke wieder, dass die „Nation“, die „Gesellschaft“ also, ihre Schulen und Universitäten selbst bezahlen sollte: „Die Nation endlich nimmt mehr Antheil an dem Schulwesen, wenn es auch in pecuniairer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigenthum ist“.⁵⁷

Humboldt geht es um mehr als nur um Bildung. Grundgedanken seines Bildungsideals kehren in späteren Schriften wieder, denn es handelt sich hier eben nicht nur um ein „Bildungsideal“, sondern eher um ein Staats- und Gesellschaftsideal. Zehn Jahre nach seinem Rücktritt als Sections-Chef hatte Humboldt dann als Minister für ständische Angelegenheiten die Gelegenheit, sich noch einmal mit den Grundlagenfragen einer Staatsreform zu befassen, was er in seiner Denkschrift über die Landstände dann auch in Form eines Verfassungsplans tut. Auch die Staatsverfassung, so postuliert Humboldt, dürfe nicht bloß auf das für „nützlich Erachtete“ gegründet, sondern müsse von einer „sittlichen Kraft der Nation“ getragen sein.⁵⁸ Er entwickelte die Idee, dass eine Staatsverfassung von unten, von den Gemeinden her über verschiedene Mittelglieder bis zum Staat hinauf aufgebaut werden solle.⁵⁹ Die Kontrolle und Verwaltung der Staatsangelegenheiten sollten mehr vom „Bürger selbst geübt“ werden, heißt es später in der *Denkschrift über Preußens ständische Verfassung*.⁶⁰ Das trifft sich mit Hum-

55 W. v. Humboldt, *Bericht der Sektion des Kultus und Unterrichts*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Politische Denkschriften, Bd. 1 (wie Anm. 23), S. 199–224; hier S. 200.

56 W. v. Humboldt, *Über Reformen im Unterrichtswesen* (wie Anm. 11), S. 302.

57 W. v. Humboldt, *Antrag auf Errichtung der Universität Berlin* (wie Anm. 47), S. 143.

58 Wilhelm von Humboldt, *Denkschrift über Preußens ständische Verfassung*, in: Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 12: *Politische Denkschriften III*, hg. von Bruno Gebhardt, Berlin: Behr's 1904, S. 225–296; hier 232f. (§ 15).

59 Koselleck, *Preußen zwischen Reform und Revolution* (wie Anm. 54), S. 285.

60 W. v. Humboldt, *Denkschrift über Preußens ständische Verfassung* (wie Anm. 58), S. 248 (§ 53).

boldts eigensten Intentionen; bekanntlich trug seine erste selbständige Schrift schon den programmatischen Titel *Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. Mit der von den Reformern erhofften geistigen und moralischen Erneuerung Preußens aus dem Geist der Bürgergesellschaft heraus ist es dann nichts geworden; die Bildungsreform hat in den folgenden Jahrzehnten den gleichen Verlauf genommen wie die Verwaltungs- und die Heeresreform. Am Ende der Reformzeit stand kein neuer Bürgerstaat, sondern eine „Behördenorganisation als Verfassungskern“.⁶¹

VII. Bildungsideal und Bildungswirklichkeit

Aber diese „Behördenorganisation“ auch im Schulwesen war es dann, die sich als außerordentlich stabil und leistungsfähig erwiesen hat. Wenn Humboldt sich in seiner Amtstätigkeit pflichtgemäß eher auf das Verwaltungshandeln als auf die idealistisch-humanistische Programmatik konzentriert hat, hat das dem preußischen und deutschen Schulwesen eher zum Vorteil als zum Nachteil gereicht. Humboldt, das lehrt dieser kurze Blick in seine Amtstätigkeit, soweit sie sich in einen Amtsschriften spiegelt, verstand sich nicht nur auf fein zisierte Programmschriften, sondern auch auf die Alltagsarbeit des Bildungsbürokraten. Allerdings zeigt die Lektüre von Humboldts Amtsschriften ein deutlich anderes Bild von „Humboldts Bildungsideal“ als jenes, welches die Rezeptionsgeschichte gezeigt hat. Aber gerade die pragmatische Einbettung macht den eigentlichen Wert dieser bildungstheoretischen Überlegungen aus und hebt sie hervor unter zahlreichen anderen Schriften dieser Jahre um die Jahrhundertwende. Programme hat es in dieser Zeit um 1800 in Überfülle gegeben. Aber schon zu Beginn seiner kurzen Amtszeit hat Humboldt offensichtlich gemerkt, dass es weniger auf die großen Pläne als vielmehr auf ihre Einbettung in die alltägliche Wirklichkeit ankommt. Seine Amtstätigkeit ist als Antwort auf die Frage zu verstehen, wie aus einem Bildungsideal eine Bildungswirklichkeit werden könne.

Bildungsarbeit ist Verwaltungsarbeit – das ist die erste Lektion, die sich aus diesen 16 Monaten von Humboldts Amtstätigkeit lernen lässt. Diese Amtstätigkeit Wilhelm von Humboldts gehört zum vergessenen Erbe der deutschen Bildungsgeschichte. Sie lehrt, dass es nicht nur darauf ankommt, groß gedacht zu haben, sondern dass es mehr noch darauf ankommt, Ideen in die Praxis umzusetzen.

61 Koselleck, *Preußen zwischen Reform und Revolution* (wie Anm. 54), S. 331. – In seiner klassischen Studie über die „Preußischen Reformen“ ignoriert Koselleck die Bildungsreformen als deren dritte Säule neben Verwaltungs- und Heeresreform völlig; Humboldt wird nur beiläufig und vor allem in seiner wiederum nur sehr kurzzeitigen späteren Eigenschaft als „Minister für ständische Angelegenheiten“ von 1819 gelegentlich erwähnt.

Schiller hat es gewusst: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken. Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“.⁶² Der Institutionstheoretiker und Zyniker Arnold Gehlen hat die Einsicht des Idealisten Schiller in eine unfreundlichere Formel gebracht: „Überall schießen die ‚Ideen‘ hervor, mit denen sich nichts anderes anfangen lässt, als sie zu diskutieren“.⁶³ Das trifft sicher auf einen guten Teil der Bildungsdiskussionen zu, die um 1800 geführt wurden. Sie bilden das ideelle Wurzelgeflecht, aus dem heraus Humboldt seine Bildungsreform und besonders seine Universitätsneugründung hervorgehen ließ. Seine eigentliche Leistung war aber, dass er den Ideen eine institutionelle Form gegeben hat, die ihnen Dauerhaftigkeit und Wirklichkeitstauglichkeit verleihen. Dass die Ideen beim Durchgang durch die Mühen der Ebenen manches von ihrem Charme und ihrem Glanz verloren, vieles auch ganz auf der Strecke blieb, liegt in der Natur der Sache.

Dass aber andererseits die Ideen überflüssig gewesen wären und es ausgereicht hätte, einfach nur neue, funktionierende Institutionen zu gründen, wäre ein Fehlschluss. Denn so wie die Ideen die Institutionen brauchen, so brauchen die Institutionen an Wendepunkten der Geschichte die Ideen. Erst neue Ideen geben den Institutionen den Überschuss, der aus leidlich funktionierenden Einrichtungen Prototypen der Zukunft macht. Der Königsweg zur Weiterentwicklung des Bildungswesens ist „in der Gründung neuer Institutionen unter leidenschaftlich ergriffenen neuen Ideen zu finden“, schreibt der erfahrene Universitätsneugründer Helmut Schelsky, in „der Aufstockung der Institutionen durch Neugründung, die ungewollt dann in ihrer Wirkung das Alte zu reformieren, vielleicht sogar zu revolutionieren, fähig sind.“⁶⁴

Wer heute von Humboldt lernen will, tut gut daran, sein Augenmerk weniger auf den Bildungstheoretiker Humboldt – der er kaum war –, sondern auf den Verwaltungsmann Humboldt zu richten, der die Kärnerarbeit der Kultusbürokratie nicht gescheut hat, im Bewusstsein dessen, dass Ideen ihren Sitz im Leben brauchen. Unter dieser Perspektive erscheint der große Idealist Wilhelm von Humboldt als pragmatischer Realist – und dieser Wendung verdankt sich sicher auch der Erfolg seiner Bildungskonzeption, die sich als so wandlungs- und anpassungsfähig gegenüber immer neuen historischen, gesellschaftlichen, politischen Umständen erwiesen hat, dass sie 200 Jahre Bestand haben konnte.

62 Friedrich Schiller, *Wallensteins Tod*, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. von Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert, Bd. 2, München: Hanser, 5., durchges. Aufl. 1974, S. 435

63 Arnold Gehlen, *Urmensch und Spätkultur*, 5. Aufl, 1986, S. 256.

64 Schelsky, *Einsamkeit und Freiheit* (wie Anm. 8), S. 64.

IX. Alexander von Humboldt: Der Blick auf die Wirklichkeit

Unter den Zwängen seiner Amtszeit hat sich Wilhelm von Humboldt zügig vom Idealisten zum Realisten gewandelt. Damit hat er einen Charakterzug entwickelt, der bei seinem Bruder Alexander immer schon angelegt war. Alexander von Humboldts Präsenz in der deutschen Bildungsgeschichte ist bei Weitem nicht so sichtbar wie die seines Bruders. Zur institutionellen Entwicklung des deutschen Bildungswesens hat er wenig beigetragen; aber vielleicht hat Alexander von Humboldt seinen Anteil daran, dass das „Humboldtsche Bildungsideal“ von manchen der Überspanntheiten gereinigt wurde, die ihm im Laufe seiner Wirkungsgeschichte zugewachsen sind. Alexander von Humboldt hat jedenfalls wichtige Einsichten erschlossen, die nicht als Gegenentwurf, wohl aber als Korrektiv dienen können gegen Einseitigkeiten, die sich im Zuge der Rezeption von „Humboldts Bildungsideal“ im deutschen Bildungswesen festgesetzt haben.

Denn die realistische Komponente in Humboldts Amtstätigkeit ist in der Rezeptionsgeschichte kaum wahrgenommen worden; wer sich auf Humboldt bezieht, meinte den Idealisten und Neuhumanisten, nicht den Verwaltungsmann. Umgekehrt ist Alexander von Humboldt nie wirklich als Referenzfigur für die deutschen Bildungseinrichtungen wahrgenommen worden – aus gutem Grund, denn damit hat er sich auch nicht ernsthaft beschäftigt. Die gelegentlichen, halbherzigen Versuche seines Bruders, ihn unter Berufung auf sein nationales Ehrgefühl – das Alexander offensichtlich nicht hatte – in die Organisation der neuen Berliner Bildungseinrichtungen einzubinden, haben bei Alexander sehr empfindliche Reaktionen hervorgerufen. Das hat ihm sein Bruder oft genug vorgeworfen – dass er sich in den Konflikten der Zeit zu sehr auf die Seite der Franzosen geschlagen, auch seinen Wohnsitz in Paris genommen habe, also zu wenig deutsches Nationalgefühl erkennen lasse.⁶⁵

Dennoch sollte man auch Alexander von Humboldt als einen der Gründerväter des modernen deutschen Bildungswesens wahrnehmen und ernst nehmen. Denn auch er hat, wie der Amtschef Wilhelm von Humboldt, ein Erbe hinterlassen, das weitgehend vergessen ist, an das zu erinnern aber der deutschen Bildungswirklichkeit heute noch gut tun würde. Zunächst ist es das Erbe eines Realisten und Empirikers, das Alexander von Humboldt hinterlassen hat und das die deutsche Bildungs- und Schulgeschichte vor manchen Irrungen hätte bewahren können, wenn es nur wahrgenommen worden wäre.

Wenn man den Berichten aus der Kindheit glauben darf, dann ist die Neigung Alexander von Humboldts zur Realität schon in den frühesten Tegeler Jahren

⁶⁵ Manfred Geier, *Die Brüder Humboldt. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2010, S. 239–247.

angelegt gewesen. Während sich Wilhelm von Humboldt den Ideen zuwandte, wandte sich Alexander den Dingen zu, der äußeren Wirklichkeit.⁶⁶ Bereits in seiner ersten Publikation, den *Mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein*, hat der junge Alexander von Humboldt den empirischen Grundzug seiner Weltsicht energisch unterstrichen: „ich führe nur einige Facta an, ich beschreibe nur das, was ich sah’, oder vielmehr zu sehen glaubte“; niemand, so hofft er, „wird es mir verargen, wenn ich die Lage der Fossilien nicht immer so fand, *als es in seine Theorie passt*.“⁶⁷ Humboldt spielt hier ein Grundmotiv der neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklung aus: die Wendung der praktischen Erfahrungswissenschaft gegen die theoretische Buchwissenschaft. Das ist ein Topos, der die Neuzeit seit Bacon und Descartes begleitet und der zu den Selbstbegründungsmythen der modernen Wissenschaft gehört.⁶⁸

Humboldt gibt auch die Quelle an, aus der er schöpft. Die Arbeit über den Basalt ist „Herrn George Forster“ mit „innigster Freundschaft und Verehrung“ gewidmet. Nicht ohne Grund. Unmittelbar bevor Humboldt im Herbst 1789 zusammen mit Steven Jan van Geuns seine Wanderungen durch die Basaltfelsen am Rhein machte, hatte er den weit gereisten Johann Georg Forster in Mainz besucht, mit dem er dann später eine eigene Reise nach Paris unternahm. Forster war zumindest in den Augen der Öffentlichkeit der Repräsentant der empirischen Forschung in Deutschland. Einige Jahre zuvor noch hatte er eine Auseinandersetzung mit dem großen Immanuel Kant geführt, die mit Forsters Aufsatz *Noch etwas über die Menschenraßen im Teutschen Merkur* von 1786 begonnen worden war und zu Kants Überlegungen *Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie* von 1788 geführt hatte. Hier handelte es sich um die grundlegende Frage, wie viel Spekulation der empirischen Beobachtung beigefügt sein dürfe oder müsse. Dieses Programm einer empirischen Weltanschauung hat Forster dann weiter verfolgt. In einem resignierten Brief an Jacobi vom November 1789, in dem er auch auf seine Diskussionen mit „Humboldt, dem Ältern“ Bezug nimmt, entwickelt er die Grundidee seiner empirischen Forschungen: Wer doch „nur reisen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch diese zwei kleinen Öffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf. Die armseligen vier und zwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelba-

66 Ebd., S. 30f.

67 Alexander von Humboldt, *Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Mit vorangeschickten, zerstreuten Bemerkungen über den Basalt der ältern und neuern Schriftsteller*, Braunschweig: Schulbuchhandlung 1790, S. 77.

68 Vgl. Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern/München: Francke, 8. Aufl. 1973, S. 323–329.

res Einwirken.“⁶⁹ Auch hier also kehrt der Topos der Buchgelehrsamkeit – der „armseligen vier und zwanzig Zeichen“ –, gegen die die unmittelbare Welterfahrung ausgespielt wird, wieder. Bei Alexander von Humboldt allerdings wird dieser Topos die merkwürdige Volte schlagen, dass er seine von keinem Zeitgenossen überbotene Welterfahrung wieder auf viele tausend Buchseiten bannt.

Früh und rastlos, aber auch unzusammenhängend und ziellos zunächst wendet sich Alexander von Humboldt vielfältigen Gebieten der Naturforschung zu. Seine empirischen Interessen erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete der damaligen Wissenschaft. Das besondere Augenmerk galt zunächst der Elektrizität, die um die Jahrhundertwende eine Modeerscheinung war und in Teilen der deutschen Wissenschaft noch romantisch mystifiziert wurde. In seinen Versuchen mit tierischen Organismen, aber auch mit schmerzhaften Selbstversuchen will er die physikalischen Grundlagen der Elektrizität erforschen und gibt darüber Auskunft in seinen fast tausendseitigen *Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfasern*. Ausdrücklich wird in der Vorrede noch einmal der Unterschied zwischen Theorie und Beobachtung festgehalten, aber auch die praktische Schwierigkeit des Forschers vermerkt, diese Grenzlinie einzuhalten.⁷⁰

So wie die Inhalte, so deckten auch die Methoden seiner wissenschaftlichen Untersuchungen ein breites Feld ab. Am Anfang und im Vordergrund steht immer die einfache Beobachtung.⁷¹ Das physikalische und das chemische Experiment gehörten sodann dazu, wie etwa bei seinen Untersuchungen über die Grubengase, die 1799 in einem fast 400seitigen Buch *Ueber die unterirdischen Gasarten und die Mittel ihren Nachtheil zu vermindern als Beytrag zur Physik der praktischen Bergbaukunde* veröffentlicht werden – schon nicht mehr aus eigener Hand, sondern als Zusammenstellung von Notizen und Aufsätzen durch seinen Bruder Wilhelm, weil Alexander auf dem Weg nach Südamerika ist. Im Vorwort versucht Wilhelm von Humboldt, die Brücke zu schlagen zwischen seinen eigenen Interessen und denen seines Bruders: Das Buch gewähre nicht bloß dem Nachdenken und der wissenschaftlichen Neugierde, sondern selbst der Einbildungskraft reichlich Nahrung: Der zweite Teil „macht mit den Beschwerden

69 Georg Forster, Werke in vier Bänden, hg. von Gerhard. Steiner, Bd. IV: Briefe, Frankfurt a.M.: Insel 1970, S. 583 (15. November 1789).

70 Alexander von Humboldt, *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt*, Posen: Decker und Compagnie/Berlin: Rottmann 1797, Bd. I, S. 5–7.

71 Vgl. hierzu ausführlicher die aus den Quellen, besonders Humboldts Reisebericht und dem Kosmos, gearbeitete Darstellung von Humboldts Forschungspraxis bei Peter J. Brenner, *Gefühl und Sachlichkeit. Humboldts Reisewerk zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie*, in: Archiv für Kulturgeschichte 73 (1991), H. 1, S. 135–168.

und Gefahren des Bergbaues näher bekannt, und wenn es schon überhaupt ein erhebendes Schauspiel ist, den Kunstfleiß des Menschen im Kampfe mit überlegenen Elementen zu sehen, so wird hier noch die menschenfreundliche Theilnahme für eine arbeitsame und achtungswürdige Menschenklasse erweckt.“⁷²

Zur Vorbereitung seiner Südamerika-Reise hat Alexander von Humboldt sich systematisch in der Benutzung der unterschiedlichsten astronomischen und physikalischen Instrumente geschult, und schließlich weiß er sich auch noch der recht jungen Wissenschaft der Statistik bei der Beschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse zu bedienen. In vielerlei Hinsicht also ist Humboldts Wissenschaftspraxis und -theorie modern. Sie ist empirisch angelegt, und sie folgt den methodischen Mustern der sich entfaltenden Naturwissenschaft, den Mustern des Experiments und der Beobachtung, der instrumentellen Wahrnehmung und der statistischen Beschreibung der Wirklichkeit.

Aber Humboldt bemerkt schnell die Grenzen dieser Verfahren. Speziell in seinem ureigensten Gebiet werden ihm die Beschränkungen der eher mechanisch organisierten Wissenschaft seiner Zeit deutlich. Alexander von Humboldts eigentliches Interesse galt von früh an, so wird schon aus seiner Kindheit berichtet, der Botanik. Dieses Interesse führte ihn später, während und nach seiner Südamerika-Reise, zur Entwicklung einer Pflanzengeographie, die als eine seiner wichtigsten wissenschaftlichen Leistungen gelten darf. Und gerade hier stößt er an die Grenzen seiner instrumentell gestützten Beobachtungswissenschaft.

Ein Schlüsselerlebnis berichtet er in einem Brief an den Bruder im Blick auf die botanische Wirklichkeit: „Wie Narren laufen wir bis jetzt umher; in den ersten drei Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um einen andern zu ergreifen. Bonpland versichert, dass er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören. Aber schöner noch als diese Wunder im Einzelnen, ist der Eindruck, den das Ganze dieser kraftvollen, üppigen und doch dabei so leichten, erheiternden, milden Pflanzennatur macht. Ich fühle es, dass ich hier sehr glücklich sein werde, und dass diese Eindrücke mich auch künftig noch oft erheitern werden.“⁷³

Die Natur in ihrer ganzen Vielfalt ist zu komplex, als dass sie mit den Methoden der Newtonschen Naturwissenschaft erfasst werden könnte. Das war das Problem, das im gleichen Jahrzehnt Kant in seiner *Kritik der Urteilkraft* behandelt hatte. Seine Forderung nach einem „Newton“, der „auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich

72 Wilhelm von Humboldt, *Vorrede*, in: Alexander von Humboldt, *Ueber die unterirdischen Gasarten und die Mittel ihren Nachtheil zu vermindern. Ein Beytrag zur Physik der praktischen Bergbaukunde*, Braunschweig: Vieweg 1799, S. VI.

73 Alexander von Humboldt, *Briefe an seinen Bruder Wilhelm*, hg. von der Familie von Humboldt in Ottmachau, Stuttgart: Cotta 1880, S. 13 (Cumana in Südamerika, 16. Juli 1799).

machen könne“, ⁷⁴ versuchte er selbst einzulösen, indem er die mechanistische Naturwissenschaft ergänzte durch eine organische, die nach teleologischen Gesichtspunkten organisiert war. Kant war auf dieses Problem einer sich der kausalen Bestimmung entziehenden Überkomplexität der Wirklichkeit schon sehr viel früher, in seiner *Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels*, aufmerksam geworden, als er feststellte, „daß eher [...] der Ursprung der ganzen gegenwärtigen Verfassung des Weltbaues, werde können eingesehen werden, ehe die Erzeugung eines einzigen Krauts oder einer Raupe, aus mechanischen Gründen, deutlich und vollständig kund wird“. ⁷⁵

Humboldt ist sich bei seiner Amerikareise dessen nur zu bewusst geworden, dass die Wissenschaft schnell an ihre Grenzen stößt, wenn sie „das Ganze der Natur“ erfassen will. Denn der Wissenschaftspraktiker erfährt am eigenen Leibe, was der Wissenschaftstheoretiker in den Jahrzehnten zuvor mühsam ausgearbeitet hatte: Die Wirklichkeit hat keine Form, sie hat keine Gestalt, und sie hat keine Grenzen – jedenfalls keine, die die Wissenschaft erkennen könnte. Die Konsequenz daraus hat Humboldt gezogen. Es war die gleiche, die Kant auf aufwendigere Weise formuliert hatte: Der Wissenschaftler muss der Wirklichkeit eine Form geben. Der Realist, der Empiriker braucht eine Idee. Die Konsequenzen dieser Überlegungen finden sich in den vielen Bänden, in denen er in verschiedener Weise die Resultate seiner Südamerikareise mitteilt; sie finden sich aber vor allem in den populären Schriften, mit denen er das wissenschaftliche Hauptwerk begleitet und abrundet. In erster Linie sind hier zu nennen die *Ansichten der Natur* und die *Kosmos*-Vorlesungen, die dann später in sein letztes großes Werk *Kosmos* einmünden werden.

Vielleicht ist es mehr als nur innerfamiliäre Höflichkeit, wenn Alexander von Humboldt seine *Ansichten der Natur* seinem „theuren Bruder Wilhelm von Humboldt in Rom“ widmet, datiert „Berlin, im Mai 1807“. Denn in den *Ansichten der Natur* versucht Humboldt eine Versöhnung der wissenschaftlichen mit der ästhetischen Weltbetrachtung: Es gehe ihm, so erläutert er im Vorwort, um die „ästhetische Behandlung naturhistorischer Gegenstände“ – im vollen und ausdrücklich ausgesprochenen Bewusstsein der Schwierigkeiten, die eine solche Aufgabe mit sich bringt, weil hier zwei konkurrierende Betrachtungsweisen zusammengebunden werden sollen. ⁷⁶ Humboldt unternimmt hier „den gewag-

74 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilkraft*, in: ders., Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 8, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesell. 1968, S. 171–620; hier S. 516.

75 Immanuel Kant, *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels*, in: ders.: Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 1, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesell. 1968, S. 219–400; hier S. 237.

76 Alexander von Humboldt, *Ansichten der Natur. Mit wissenschaftlichen Erläuterungen und sechs Farbtafeln nach Skizzen des Autors*, Nördlingen: Greno 1986, S. 7.

ten Versuch eines Naturgemäldes“.⁷⁷ Es handelt sich um eine eigentlich wieder vorwissenschaftliche Darstellungsweise, der es weniger um die Exaktheit des Details als vielmehr um die Integration zu einem Gesamtbild geht. Ästhetische Gesichtspunkte spielen eine zumindest genauso große Rolle wie die naturwissenschaftlichen Messergebnisse, auf denen sich die Darstellung am Ende doch aufbaut.

Eine dritte Betrachtungsweise neben der wissenschaftlichen und ästhetischen kommt schließlich noch hinzu. Die Anschauung der Natur hat für Humboldt auch eine moralische Dimension, denn die „physische Natur“, so postuliert er, übt einen Einfluss auf die „moralische Stimmung der Menschheit“ aus: „Bedrängten Gemüthern“ könne die Lektüre seiner Ansichten der Natur Halt bieten.⁷⁸ Die hier in Essay-Form vorgestellten Naturbeobachtungen sind gefühlsbeladen und damit weit entfernt von dem szientifischen Wissenschaftsideal, das sich bald darauf durchsetzen wird.⁷⁹ Offenkundig hat wieder Kant mit seiner „Theorie des Erhabenen“ Pate gestanden: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir“⁸⁰, erklärte Kant am Ende seiner *Kritik der praktischen Vernunft*, und Humboldts Bemerkungen in seinem Vorwort können als eine rhetorisch abgerüstete Variante dieser berühmten Sentenz gelesen werden.

Wissenschaftliche Naturbeschreibung, ästhetische Gestaltung und moralische Erbauung in einer Textsorte zu vereinen, ist wahrlich ein ambitioniertes Unternehmen. Humboldt scheint es gelungen zu sein – der Erfolg seiner *Ansichten der Natur* beim zeitgenössischen Publikum und der Nachwelt spricht jedenfalls dafür.⁸¹ Dass das aber andererseits keine zukunftsfähige Form der Wissenschaftsschreibung war, geht aus der Entwicklung der Publikation selbst hervor: Zu Humboldts Lebzeiten sind drei Auflagen erschienen. Die erste Auflage von 1808

77 Ebd., S. 35. – Vgl. Bettina Hey‘1, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens. Alexander von Humboldt als Schriftsteller*. Berlin/New York: de Gruyter 2007 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 47/281), S. 246–263.

78 Humboldt, *Ansichten der Natur* (wie Anm. 76.), S. 6.

79 Vgl. Hey‘1, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens* (wie Anm. 77), S. 244.

80 Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*, in: ders., Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 6, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesell. 1968, S. 103-302; hier S. 300.

81 Vgl. Hey‘1, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens* (wie Anm. 77), S. 442f.

umfasste 334 Seiten,⁸² die zweite, „verb. u. verm. Aufl.“ von 1827 umfasste 434 Seiten in zwei Theilen; die dritte Auflage von 1849 schließlich umfasste 769 Seiten. Diese Ausdehnung geht auf das Konto der „Erläuterungen und Zusätze“, die Alexander von Humboldt den sieben im Textbestand weitgehend unverändert gebliebenen Essays hinzugefügt hat. Hier fügt Humboldt jene wissenschaftlichen Daten und Beobachtungen ein, die im ästhetischen Gang der eigentlichen Darstellung keinen Platz mehr gefunden haben, wobei allerdings diese Zusätze selbst wiederum leicht die Form eigener Essays annehmen können.

Es ist leicht zu erkennen, dass Alexander von Humboldt mit diesem Programm weit über das Terrain des „Naturbeobachters“ hinausgreift und das seines Bruders Wilhelm, des Neuhumanisten und Bildungsreformers, betritt. Es geht eben nicht mehr nur um die Beschreibung der Natur; im Medium dieser Beschreibung werden vielmehr der moralische Charakter geformt und die ästhetische Empfindung gestärkt. Auch das ist ein Bildungsideal, aber eins, das seine Kraft nicht aus dem Geist der antiken Sprachen und aus dem „Innern“, sondern aus der Wahrnehmung und Aneignung der äußeren Wirklichkeit schöpft. Alexander von Humboldt formuliert damit ein Korrektiv, das jene Neigung zur Innerlichkeit, die dem deutschen Bildungsgedanken immer wieder bescheinigt wurde, eindämmen könnte.

Zuletzt scheint Max Horkheimer als Frankfurter Rektor vor mehr als sechzig Jahren grundsätzlich darüber nachgedacht zu haben, welche Fehlentwicklung das deutsche Bildungswesen mit seiner einseitigen, aber doch auch nicht falschen Berufung auf den Idealisten und Humanisten Wilhelm von Humboldt genommen hat. Den von ihm und seiner neuhumanistischen Umgebung propagierten „Kult des Individuums“ begreift Horkheimer als Irrweg der deutschen Bildungs- und speziell der Universitätsgeschichte, die sich damit der Erfahrung verweigerte – einer Erfahrung, die nicht als spezialisierte in diesem oder jenem Berufsweg erworben oder als Vorbereitung auf ihn vorweggenommen werden kann, sondern immer auch Erfahrung seiner selbst im Umgang mit der Wirklichkeit bedeutet. Das ist mehr und anderes als eine zur „Bildung“ deformierte Erfahrung, die Wirklichkeit nur wahrnimmt, um sie der eigenen Innerlichkeit anzuverwandeln.⁸³

82 Zur Editions-geschichte vgl. Hartmut Böhme, *Ästhetische Wissenschaft. Aporien der Forschung im Werk Alexander von Humboldts*, in: Alexander von Humboldt – *Aufbruch in die Moderne*, hg. von Ottmar Ette, Berlin 2001, S. 17–33; hier S. 23f.; hier auch eine berechtigte Kritik an der Editions-praxis des Herausgebers Meyer-Abich, der in der Reclam-Ausgabe die Anmerkungen einfach weggelassen hat, weil sie „überholt“ seien.

83 Max Horkheimer, *Begriff der Bildung* (1952), in: ders.: *Gesammelte Schriften 9: Vorträge und Aufzeichnungen, 1949–1973*, Frankfurt a.M.: Fischer 1985, S. 409–419; hier S. 415.

Dass Wilhelm von Humboldt auf der einen Seite, der Seite der Innerlichkeit, angesiedelt wird, verdankt er seinen Schriften aus der Zeit seines Amtes als Bildungsadministrator. Der jüngere Wilhelm von Humboldt hat durchaus noch andere Vorstellungen von „Bildung“ gehabt. In einer kleinen, Fragment gebliebenen Notiz aus dem Jahre 1793 beschreibt er den Bildungsprozess als tätige Aneinandersetzung mit und Aneignung von „Wirklichkeit“, wobei er ausdrücklich den „Mathematiker“ und den „Naturforscher“ in seine Überlegungen mit einbezieht: „Bloss weil beides, sein Denken und sein Handeln nicht anders, als nur vermöge eines Dritten, nur vermöge des Vorstellens und des Bearbeitens von etwas möglich ist, dessen eigentlich unterscheidendes Merkmal es ist, Nicht-Mensch, d. i. Welt zu seyn, sucht er, soviel Welt, als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden.“⁸⁴ Diese Gedanken hat Wilhelm nicht weiterverfolgt, und es liegt nahe, die so auffällige spätere Konzentration auf das „Innere“ des Menschen doch deutlicher als gewohnt auf die besondere Situation der preußischen Reformen während der napoleonischen Besatzungszeit zu beziehen.

Aber wie auch immer: Bildungs- und ideengeschichtlich wirksam geworden ist Wilhelm von Humboldt als Idealist. Gegen die Idealisten Herder, Schiller, Schleiermacher und eben Humboldt hat Horkheimer in seiner Bildungskritik die Realisten Goethe und Hegel ausgespielt: „Jene beiden haben gewußt, daß der Weg der Bildung einer der Entäußerung ist; man könnte auch schlicht sagen: einer der Erfahrung.“⁸⁵ Horkheimer hätte als Gewährsmann auch Alexander von Humboldt nennen können, aber der war und ist eben in der deutschen Bildungs- und Ideengeschichte kaum präsent. Aber wenn es einen Grundzug im forschenden Handeln Alexander von Humboldts gibt, dann ist es seine Neigung zur Empirie und zur Außenwelt. Alexander von Humboldt hat so wenig wie Wilhelm ein theoretisches Bildungskonzept formuliert, aus dem sich ein Programm ablesen lassen könnte; und erst recht hat er, anders als sein Bruder, gar nicht erst versucht, eine Bildungsidee in eine institutionelle Form zu fassen.

Aber auf seine ganz eigene Weise ist auch er bildungsgeschichtlich wirksam geworden; nicht so spektakulär wie sein Bruder, aber aufs Ganze gesehen vielleicht sogar erfolgreicher als er. Denn Alexander von Humboldt hat mit dazu beigetragen, dass das deutsche „Bildungsideal“ eine realistische Komponente erhielt, die sich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer stärker ausprägte. In das höhere Schulwesen ist die Realienbildung nur sehr zäh und zögernd eingedrungen. Der Protagonist dieser Bemühungen war ein knap-

84 Wilhelm von Humboldt, *Theorie der Bildung des Menschen. Bruchstück [1793]*, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Werke, Bd. 1 (wie Anm. 23), S. 282–287; hier S. 283.

85 Horkheimer, *Begriff der Bildung* (wie Anm. 83), S. 415.

pes halbes Jahrhundert nach Humboldts Tod Friedrich Paulsen, der um 1900 zum theoretischen Stichwortgeber und pragmatischen Vormann der Umbildung des humanistischen Gymnasiums zum „Realgymnasium“ wurde, wie es sich dann zur Normalform des Gymnasiums entwickelte.⁸⁶ Alexander von Humboldt spielt dabei als Gewährsmann keine Rolle. In den vielen hundert Seiten, in denen sich Paulsen erfolgreich mit der programmatischen Umorientierung – die in der Bildungsgeschichtsschreibung kaum wahrgenommen wurde – des deutschen Gymnasiums befasste, kommt Alexander von Humboldt nicht vor.

Öffentlich hat sich Alexander von Humboldt kaum zu den deutschen Bildungsinstitutionen geäußert. Mit dem Lauf der Dinge, die sein Bruder als Wissenschaftsadministrator hinterlassen hat, scheint er jedoch nicht recht zufrieden gewesen zu sein. Jedenfalls hat er sich im kleinen Kreis offensichtlich öfters abfällig über das höhere Bildungswesen und seine Verwalter geäußert. Ein bemerkenswertes Zeugnis ist ein Gespräch, das er mit einem Anonymus im Jahr vor seinem Tode geführt haben soll. Die Quelle ist apokryph, und als authentisches Zeugnis für Alexander von Humboldts Auffassungen lässt sie sich kaum in Anspruch nehmen. Aber selbst wenn der Text frei erfunden sein sollte, hätte er seinen historischen Wert. Denn immerhin zeigt er, dass Alexander von Humboldt gegen Ende seines Lebens und nach seinem Tod als plausibler und selbstverständlicher Eideshelfer in Anspruch genommen werden konnte für eine Fundamentalkritik gegen das humanistische Gymnasium, die in der zweiten Jahrhunderthälfte an Boden gewann.

Im Spätsommer des Jahres 1855 soll Alexander von Humboldt bei einem Treffen in Potsdam seinem Gesprächspartner harsche Urteile über das humanistische, an den antiken Sprachen ausgerichtete höhere Bildungswesen mitgeteilt haben. Der junge Mensch werde „stolz und aufgeblasen durch seinen Wissensdunst und meist ganz unpraktisch zu dem Beruf des gewöhnlichen Lebens“, „die geistige Selbständigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters wird fast unmöglich gemacht.“⁸⁷ Er selbst habe bei einflussreichen Männern um Abhilfe und Änderung des Schulwesens gebeten, vergeblich: „In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, eine Dummheit abzuschaffen; nämlich

⁸⁶ Vgl. Peter J. Brenner, *Der dritte Weg: „Realismus“*. Friedrich Paulsens Bildungstheorie zwischen Neohumanismus und Reformpädagogik, in: *Ethos – Sinn – Wissenschaft. Historisch-systematische Perspektiven einer philosophischen Pädagogik*, hg. von Matthias Ruppert/Tarek Badawia/Helga Luckas. Remscheid: Gardez! Verlag 2005 (Festschrift für Erwin Hufnagel), S. 81 – 104.

⁸⁷ P. Ch. Sternberg, *Die unabweisbare Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der Gymnasien (lateinischen Schulen), in aktenmässiger Darlegung der verderblichen Wirksamkeit der Gymnasien zu Trier, Coblenz und Bonn nachgewiesen und mit praktischen Vorschlägen zur bessern Ordnung und Hebung der Volks-, Bürger-, Gewerbe-, Real- und Gelehrtenschulen durch Städte und Gemeinden, versehen*, Stuttgart: Göpel 1860, S. XII.

eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen!“⁸⁸ Das war Wasser auf die Mühlen der Kritiker des Gymnasiums, zu denen auch der ansonsten unbekannt Autor des Buchs gehörte, offensichtlich ein unzufriedener Gymnasiallehrer, der diese zuvor in der *Neuen Preußischen Zeitung* veröffentlichten Gesprächspassagen seinem Buch als Vorbemerkung voranstellte.

Gegen das tote Wissen der Antike und die sterile Grammatikpaukerey hat Alexander von Humboldt an anderer, wiederum sehr abgelegener Stelle den Bildungswert der Naturbetrachtung angedeutet. In einem Brief an Bunsen vom November 1856 teilt Humboldt als Fußnote einen Versuch eigener Prosa mit, in dem er die Überzeugung ausspricht, dass der junge Mensch bei der Betrachtung der Natur einen „Genuß eigener Art“ empfinde, während im Alter sich der „Geist des Stoffes“ bemächtigt.⁸⁹ Von einem Bildungskonzept kann man hier kaum sprechen, geschweige denn von einem „Bildungsideal“. Aber immerhin setzt Alexander von Humboldt einen behutsamen Kontrapunkt gegen die idealistische, humanistische und auf die Innerlichkeit abzielende Bildungspraxis der höheren Bildung seiner Zeit.

X. Wissenschaft für das Volk

Alexander von Humboldt hat, so kann man bis heute sagen, nie einen Einfluss auf das institutionalisierte Schul- und Universitätswesen in Deutschland gehabt. Im „Kampf zwischen der humanistischen und der realistischen Richtung im Schulwesen“,⁹⁰ der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts voll entbrannte, hat er keine direkte Rolle gespielt. Denn wenn er auch die realistische Richtung wie kein anderer im Deutschland dieser Jahrzehnte repräsentierte, so hat er sich konsequent aus den schulpolitischen Streitigkeiten herausgehalten und seine Kritik auf private Bemerkungen beschränkt. Eine dieser Bemerkungen in einem Brief an Bunsen weist in die Richtung, die Humboldts Einwirkung auf die deutsche Bildungsgeschichte genommen hat: „Es ist ein trauriger Zustand, wenn ein ganzes Volk in seiner geistigen Bildung hoch über der des Ministeriums steht.“⁹¹ Hier spricht der oft beschriebene Spötter Humboldt, aber man kann diese Bemerkung auch ernst nehmen. Dann nämlich verwies sie darauf, dass Humboldt sich von den staatlichen Institutionen des Bildungswesens nichts mehr erwar-

88 Ebd., S. XV.

89 *Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen*, Leipzig: Brockhaus 1869, S. 207.

90 Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 3: Erfahrungswissenschaften und Technik, Freiburg: Herder 1934, S. 320.

91 *Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen* (wie Anm. 89), S. 97 (28. Juli 1847).

tete. Er selbst sucht einen anderen Weg. Es ist offenkundig, dass Humboldt seine Adressaten nicht nur in Gelehrtenkreisen sucht, sondern dass er ein breites Publikum ansprechen will. Das ist sein Beitrag zur „allgemeinen Menschenbildung“, der aber ganz und gar anders aussieht als der seines Bruders und der sich am Ende auch als zukunftsfruchtiger erweisen wird.

Das Programm einer Popularisierung der Wissenschaft, das mit den *Ansichten der Natur* begonnen hatte, führt er in seinem weitaus größer angelegten *Kosmos*-Projekt konsequent fort; es war „ein letzter enzyklopädischer Versuch aus dem Geist der Klassik, in alle Welt Sprachen übersetzt – aber im Zeichen von ständig vorangetriebener Spezialisierung doch schon nach seiner Art veraltet.“⁹² Zu Recht haben die *Kosmos*-Vorträge⁹³ zunächst in der Berliner Universität, dann in der Singakademie, große Aufmerksamkeit nicht nur der Zeitgenossen, sondern auch der Wissenschaftsgeschichtsschreibung auf sich gezogen als früherer Versuch einer Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Als solcher sind sie auch ein Beitrag zur Volks-„Bildung“. Humboldts Vorlesungen waren ein spektakulärer Publikumserfolg. Er zeigte, dass Deutschland sich gerade anschickte, eine Bildungs- und Wissenschaftsnation zu werden. Humboldt geht es auch darum, diesem Publikum plausibel zu machen, dass es seine Angelegenheiten sind, die der Wissenschaftler verhandelt. Humboldts *Kosmos*-Vorlesungen sind bald, schon bei den Zeitgenossen, von Mythen umrankt gewesen; auch ihnen sind, wie dem „Bildungsideal“ seines Bruders, Bedeutungsgeschichten zugewachsen, die der historischen Nachprüfung kaum standhalten. Das gilt insbesondere für die gerne kolportierte und für bare Münze genommene, vom Autor in einem Brief an Friedrich von Raumer von 1840 selbst in die Welt gesetzte, Behauptung der „Anteilnahme des gemischtesten Publikums (König und Maurermeister)“ an diesen Vorlesungen.⁹⁴ Auch wenn das eine – wiederum sehr charakteristische – Mystifizierung ist, so ist es doch andererseits richtig, dass Humboldt gezielt eine Popularisierung wissenschaftlichen Wissens anstrebte und sich dabei auch der typischen Elemente der „Wissenschaftspopularisierung“ bediente; dazu gehörten die Wahl eines interessanten Gegenstandes, der Verzicht auf Mitteilung neuer Erkenntnisse, verständlicher Redestil und Reduktion von argumentativer Komplexität.⁹⁵

Wenn auch nicht das „ganze Volk“ zu den Zuhörern in der Singakademie gehörte, so doch immerhin ein breites, gebildetes oder zumindest bildungswilli-

92 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte. 1866 – 1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist*, München: Beck 1990, S. 485.

93 Vgl. Alexander von Humboldt, *Die Kosmos-Vorträge 1827/28 in der Berliner Singakademie*, Frankfurt am Main/Leipzig: Insel 2004.

94 Heyl, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens* (wie Anm. 77), S. 339–341.

95 Vgl. Heyl, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens*, S. 348.

ges Publikum, das über das „Bildungsbürgertum“ hinausreichte. Bildung öffnet sich einer größeren Zuhörerschaft und streift damit ihren elitären Charakter ab; zugleich aber verspricht sie doch wieder Exklusivität, weil sie von „höheren Gegenständen“ handelt, die sich nicht jedem erschließen.⁹⁶ Denn Humboldt erschloss diesem Publikum einen neuen Bereich der „Bildung“ jenseits des Kanons, den das „humanistische Gymnasium“ gerade zu etablieren begonnen hatte. Die empirische Naturbetrachtung, die aber doch im spekulativen Zugriff das „Ganze der Natur“ zu umfassen und den Zuhörern zu erschließen verspricht, übt offensichtlich auf das Publikum einen großen Reiz aus.⁹⁷

Dass Humboldt, der Buchautor, mit seinen Vorlesungen einen so großen Erfolg hatte, ist durchaus nicht erstaunlich. Das Medium der Mündlichkeit fügt sich gut in den Geist der Zeit. Humboldt konnte auf ein bewährtes Muster zurückgreifen. „Reden“ an die Nation waren die Deutschen gewöhnt; nicht nur Fichte, sondern auch Schleiermacher hatte sich dieser Form in seinen für die deutsche Bildungsgeschichte sehr bedeutsam gewordenen *Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern* bedient. Es entsprach einem romantischen – und durchaus auch gegenaufklärerischen – Mythos der Ursprünglichkeit und Authentizität, dass in diesen Jahren in Theorie und Praxis die Mündlichkeit gegen die Schriftlichkeit ausgespielt wurde. In seinen *Zwölf Reden über die Beredsamkeit* hat der erzromantische Theoretiker Adam Müller 1812 in der Tradition Herders eine geradezu kultische Verklärung der Mündlichkeit betrieben, was eben auch eine Wendung gegen die aufklärerische Schriftkultur implizierte.⁹⁸ Das lässt sich in viele Zweige des kulturellen Lebens hinein verfolgen. Die Brüder Grimm etwa simulierten bei ihren Märchensammlungen einen Gestus der mündlichen Überlieferung und des Erzählens, und bis zur Jahrhundertmitte entwickelte sich eine ausgeprägte Rezitationskultur, deren bedeutendste und gefeiertste Protagonisten Ludwig Tieck und Karl von Holtei – dieser wiederum war bei Humboldts *Kosmos*-Vorträgen zu Gast und berichtete brieflich darüber – waren. Nicht zuletzt schließlich zeigt auch die Wissenschaftskultur des 19. Jahrhunderts eine Neigung zum mündlichen Vortrag. Nach Humboldt bedienten sich zahlreiche Gelehrte des 19. Jahrhunderts, Naturwissenschaftler vor allem, Virchow, Liebig, Brehm, des mündlichen Vortrags, um die Erkenntnisse der Wissenschaft populär zu machen.⁹⁹ Während also auf der einen Seite

96 Ebd., S. 361f.

97 Ebd., S. 356f.

98 Vgl. Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München: Fink 1998, S. 387f.

99 Vgl. Paul Röhrling, *Erwachsenenbildung*, in: *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, hg. von Christa Berg, Bd. 3: 1800–1870: *Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches*, hg. von Karl-Ernst Jeismann/Peter Lundgren, München: Beck 1987, S. 334–362; hier S. 351f.

der Literatur- und Wissenschaftsbetrieb im 19. Jahrhundert einen industriellen Modernisierungsschub erfuhr, etablieren sich auf der anderen Seite simulierte Formen der vormodernen Literatur- und Wissensvermittlung neu. Vorträge, Reden, Deklamation, Rezitation und Gesang werden zu beliebten Vermittlungsformen, die gegenüber dem Verkauf und der Lektüre von Büchern gewiss nur eine Nischenexistenz führen, aber als kulturelles Phänomen nicht unterschätzt werden dürfen.

Es greift zu kurz, dieses Phänomen nur ökonomisch zu deuten und in ihm eine Möglichkeit zu sehen, „bei geringen Beschaffungskosten Zugang zur Literatur zu bekommen.“¹⁰⁰ Auch wenn das wohl nicht falsch ist – auch der Zutritt zu Humboldts *Kosmos*-Vorträgen war gratis –, so wird man das Phänomen doch zusätzlich deuten dürfen als eine Modernisierungsverweigerung, die gegen das inzwischen massenhaft verbreitete Buch die Literatur- und Wissensvermittlung durch mündlichen Vortrag und persönliche Zusammenkunft setzte. Von Deklamationen und öffentlichen Vorträgen erhoffen sich die Initiatoren eine „innere Erneuerung und eine intensivere Hinwendung des Publikums zu Texten, die mehr als Stoffhunger befriedigen wollen.“¹⁰¹

Die Teilhabe am „kulturellen Gedächtnis“ wird gesichert durch „Zusammenkunft und persönliche Anwesenheit“¹⁰² – Alexander von Humboldt war sich dieser Implikationen der Mündlichkeit und der direkten Ansprache an ein Publikum durchaus bewusst. Er hat nicht nur in seinen *Kosmos*-Vorträgen dieses Medium gezielt gesucht, um sich einem breiteren Publikum zuzuwenden und sich ihm verständlich zu machen. In seiner *Rede vor der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte* reflektiert er ausdrücklich über den Zuzugewinn des persönlichen Gesprächs gegenüber der gedruckten Abhandlung: „Der Hauptzweck dieser Gesellschaft ist die persönliche Annäherung derer, welche dasselbe Feld der Wissenschaften bearbeiten; die mündliche und darum mehr anregende Auswechslung von Ideen, sie mögen sich als Thatsachen, Meinungen oder Zweifel darstellen; die Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, wel-

100 Ulrich Schmid, *Buchmarkt und Literaturvermittlung*, in: *Zwischen Revolution und Restauration 1818-1848*, hg. von Gerhard Sautermeister/Ulrich Schmid, München/Wien 1998 (*Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 5), S. 60–93; S. 611–619; hier S. 93.

101 Günter Häntzschel, *Die häusliche Deklamationspraxis. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Lyrik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: *Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Jahrhundertwende*. Einzelstudien, hg. von Günter Häntzschel/John Ormrod/Karl N. Renner, Tübingen 1985 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 13), S. 203–233; hier S. 204.

102 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: Beck 1999, S. 57.

che den Wissenschaften Licht, dem Leben heitre Anmuth, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren.“¹⁰³

Humboldts Kosmos-Vorträge und das aus ihnen sich ergebende *Kosmos*-Buch stehen in dieser Bewegung, und sie geben ihr auch neue und entscheidende Impulse. Mit der Vorstellung eines abgeschlossenen und geordneten, durch ästhetische Erfahrung wie wissenschaftliche Forschung gleichermaßen erfahrbaren Kosmos erzielte Humboldt eine ungeheure populäre Wirkung, auch wenn den Zeitgenossen durchaus bewusst war, dass seine Forschungen um 1850 zum guten Teil überholt waren. Aber diese Form der Popularisierung von Wissenschaft machte Schule, und hier, endlich, wird auch Alexander von Humboldt zum Ausgangspunkt einer bildungspolitisch wirksamen, aber längst wieder vergessenen Bewegung. Humboldts *Ansichten der Natur*, die *Kosmos*-Vorträge und schließlich das *Kosmos*-Werk haben „die Geschichte der Wissenschaftspopularisierung in Deutschland geprägt, wenn nicht sogar eingeleitet“.¹⁰⁴ Nicht nur entstand eine regelrechte Kosmos-Welle von Nachahmern, sondern nach Humboldts Tod wurden auch „Humboldt-Vereine“ gegründet, deren Ziel die Popularisierung der Naturwissenschaft war.¹⁰⁵

Auf diese Weise erhält auch der jüngere der Humboldt-Brüder noch seinen bescheidenen Platz in der Institutionengeschichte der deutschen Bildung. Während sein Bruder aber für die Entwicklung der gelehrten Bildung verantwortlich gemacht wurde, wird Alexander von Humboldt zumindest für einige Jahrzehnte zum Vorbild und Gewährsmann der Volksbildungsbewegung in Deutschland; und während Wilhelm von Humboldt für die Wendung zur Innerlichkeit steht, steht Alexander von Humboldt für die Wendung zur Realität.

Dieses vielfältige Erbe der Brüder Humboldt hat die deutsche Bildungsgeschichte noch nicht angetreten. Von den beiden Brüdern könnte sie aber lernen, dass neben das Bildungsideal die Verwaltungspraxis treten muss; dass neben den Ideen die Realität ihr Recht hat und dass schließlich neben der „gelehrten Bildung“ gleichberechtigt die Volksbildung steht.

103 Alexander von Humboldt, *Rede, gehalten bei der Eröffnung der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin, am 18. September 1828*, Berlin: Königl. Druckerei der Akademie der Wissenschaften 1828. – Zum Kontext vgl. Andreas W. Daum, *Popularisierung von Wissenschaft im 19. Jahrhundert*, in: *Öffentliche Wissenschaft. Neue Perspektiven der Vermittlung in der wissenschaftlichen Weiterbildung*, hg. von Peter Faulstich, Bielefeld: transcript 2006, S. 109–137; Bettina Heyl, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens*. (wie Anm. 77), S. 367–385.

104 Daum, *Wissenschaftspopularisierung* (wie Anm. 103), S. 274.

105 Ebd., S. 40f. und Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914*, München: Oldenbourg, 2., erg. Aufl. 2002, S. 138–161.

Marie Elisabeth von Humboldts Vorfahren – eine genealogische Skizze¹

VON UDO VON DER BURG

I. Vorgeschichte: Reformierte in Brandenburg

Nach einem mehr als 20 Jahre dauernden Bürgerkrieg zwischen Katholiken und kalvinistischen Protestanten, den Hugenotten, gewährte der bis heute in Frankreich populäre König Heinrich IV. (1589–1610) durch das Edikt zu Nantes im Jahre 1598 den Protestanten bedingte Religionsfreiheit² und beendete damit den konfessionellen Bürgerkrieg, der mit der berüchtigten Bartholomäusnacht 1572 seinen Anfang genommen hatte. Allerdings setzte bald nach dem Tode von Heinrich IV. eine Rekatholisierungspolitik ein, die 1685 schließlich zur Aufhebung des Edikts durch Ludwig XIV. (1643–1714) führte, obwohl die Hugenotten, zahlenmäßig zwar eine deutliche Minderheit, zu den tüchtigsten Bevölkerungsschichten gehörten und mit den wirtschaftlichen Aufschwung Frankreichs getragen hatten. Um der zwangsweisen Katholisierung zu entgehen, suchte die überwiegende Zahl der Hugenotten in den protestantischen Nachbarländern Zuflucht. Dazu gehörten vornehmlich die reformiert-protestantischen Niederlande, die sog. Generalstaaten, sowie Dänemark und Brandenburg-Preußen, wo noch am Jahresende 1685 Friedrich Wilhelm, bekannt als der Große Kurfürst (1640–1688), das Edikt

1 Der vorliegende sowie der Beitrag: *Eine Spur zu Marie Elisabeth von Humboldt – die Parochialkirche in Berlin*, der in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Humboldt-Gesellschaft 1962–2012 auf S. 77–83 erschienen ist, bilden die erweiterte Fassung des während der 95. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Berlin am 5. Mai 2012 in der Parochial-Kirche gehaltenen Vortrages. Der Verfasser dankt zugleich der Verwaltung der Evgl. Kirchengemeinde St. Marien, Berlin, die die Besichtigung von Kirche und Gruft ermöglichte.

2 Dieser Sachverhalt kann hier nur umrisshaft dargestellt werden. Die hauptsächlichen Lehr-Unterschiede zwischen Lutheranern und den wesentlich von Johannes Calvin (1509–1564) beeinflussten Reformierten, in Frankreich als Hugenotten bezeichnet, lassen sich wie folgt skizzieren: 1. Im Abendmahl schließen sich die Reformierten nicht der von der katholischen Kirche formulierten und von Luther aufgegriffenen Transsubstantiationslehre an, die im Abendmahl beim Sprechen der Einsetzungsworte den Übergang von Brot und Wein zu Fleisch und Blut Christi festlegt. Calvin verstand vielmehr die Aussage „ist“ im Sinne von „bedeutet“, also symbolisch. 2. Calvin lehrte, Gott habe im Hinblick auf den Stündenfall von Anbeginn an das Schicksal aller Menschen bestimmt. Dies empfanden die Gemeindeglieder als scharfe Ungewissheit. Unter Calvins Nachfolgern wurde sodann Raum gewährt für die Auffassung, dass unter Umständen der Erfolg im Leben einen – allerdings nur sehr vagen – Hinweis darauf geben könnte, dass man doch zu den Erwählten Gottes gehöre. Das führte zu einer immensen Tatkräftigkeit: Man schuf sich selbst den Erfolg im Leben, den man als Zeichen Gottes zu erkennen glaubte (vgl. Max Webers *Aufsätze zur Protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus*). – Glaubensgrundlage der Lutheraner ist Martin Luthers Katechismus, während für die Reformierten der Heidelberger Katechismus (1563) maßgebend ist.

zu Potsdam erließ, das allen Hugenotten Aufnahme und weitreichende Privilegien einschließlich weltlicher und geistlicher Selbstverwaltung gewährte. Damit begann Brandenburg-Preußen eine für die nächsten Jahrzehnte höchst erfolgreiche Einwanderungspolitik, die zu einem nachhaltigen wirtschaftlichen Aufschwung führte. Die neuen Untertanen brachten überlegene wirtschaftlich-technische Fähigkeiten mit, ihre Tüchtigkeit fand überall Anerkennung.

In Brandenburg-Preußen trafen die Glaubensflüchtlinge zudem auf eine Herrscherfamilie, die selbst der reformierten Konfession angehörte. Im Jahre 1609 war Johann Wilhelm (1592–1609), der letzte Herzog von Kleve, Jülich, Berg sowie Graf von der Mark und Ravensberg, verstorben. Das Erbe beanspruchten sowohl der katholische Herzog von Pfalz-Neuburg als auch der Kurfürst von Brandenburg. Da die Bevölkerung der als Erbmasse anstehenden Territorien zu einem nicht unbeträchtlichen Teil aus reformierten Protestanten bestand, trat der lutherische Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund (1608–1619), im Jahre 1613 zum Calvinismus über, indem er hoffte, sich über das religiöse Bekenntnis den neuen Untertanen am Niederrhein besonders zu empfehlen. Zugleich sicherte er sich damit die Unterstützung der reformierten Niederlande und von Kur-Pfalz. Den lutherischen Glauben seiner brandenburgischen Untertanen tastete der Kurfürst indessen nicht an.

II. Die Familien Colomb und de Moor

Am 21. Dezember 1741 wurde in der Parochialkirche zu Berlin die am 8. Dezember geborene Maria Elisabeth Colomb getauft (†1796), die die Mutter von Wilhelm und Alexander von Humboldt wurde. Die Parochialgemeinde umfasste die reformierten Christen in Berlin; sie konstituierte sich im Zusammenhang mit dem 1695 an der Klosterstraße begonnenen Bau eines eigenen Kirchengebäudes.

Johann Heinrich Colomb, der Vater, entstammte einer Hugenottenfamilie, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Langedoc in Südfrankreich lebte, einem der Hauptsitze der Hugenotten. Die männlichen Vertreter der Familie waren von Beruf Juristen und Gutsbesitzer; sie fungierten auch als Gemeindevertreter (Synodale) und nahmen an Kirchenversammlungen teil. Henri Colomb (1647–1719), noch geboren in Nîmes in Südfrankreich, wanderte bereits einige Jahre vor Aufhebung des Edikts zu Nantes aus Frankreich aus, wohl weil die konfessionell restriktiven Tendenzen immer deutlicher zu erkennen waren. Er ließ sich nach einem Zwischenaufenthalt in den Niederlanden in Kopenhagen als Kaufmann nieder und betrieb dort eine Posamentier-Werkstatt, in der Borten, Fransen, Quasten, Zierknöpfe und Schnallen hergestellt wurden. Diese Besatzartikel erfreuten sich in der höfischen Gesellschaft großer Beliebtheit. 1694

heiratete er die Tochter Madelène (ca. 1674–1751)³ des in Kopenhagen bereits ansässigen Gold- und Silberschmiedes Jean Henri de Moor (1644–1722), der zugleich eine Spiegelmanufaktur führte und auch das Amt eines Kirchenältesten wahrnahm. Jean Henri de Moor war in Wageningen bei Arnheim in der niederländischen Provinz Geldern geboren und hatte dann in Paris im Gefolge der aufstrebenden Wirtschaftspolitik des französischen Ministers Jean Baptiste Colbert (1619–1683)⁴ wahrscheinlich in der 1665 gegründeten Glasmanufaktur⁵ Arbeit gefunden. Die Aufhebung des Schutzediktes im Jahre 1685 bewog de Moor offensichtlich, mit seiner Familie aus Frankreich zu emigrieren und sich in Kopenhagen anzusiedeln⁶. De Moor verließ Paris⁷, bevor dort das Gießverfahren eingeführt wurde (1691), das die Herstellung von Flach- und speziell Spiegelgläsern ermöglichte.

Nach Kopenhagen zog zudem die Familie van Finselaer (Finseler, Fintzler), ebenfalls ursprünglich aus Wagenigen stammend, die vielleicht schon von dort her mit den de Moor verwandt war, aber sich mit ihnen in Kopenhagen durch eine neue Eheschließung verband. Weiterhin siedelte sich die Familie Loofs in Ko-

3 Geb. in Paris (Kirchenbuch (= KB) Neustadt/Dosse, Gemeinde der Spiegelmanufaktur – s. Anm. 9); die folgend zitierten deutschen Kirchenbücher befinden sich im Original bzw. in Ablichtung im Evangelischen Zentralarchiv Berlin, Bethaniendamm. Schreibweise des Vornamens im KB Kopenhagen (frz.-ref.): Madelain; ferner auch: Madeleine. Massenbach, Heinrich Freiherr von: *Ahnentafel der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt*, Leipzig 1942, S. 10 (= Ahnentafel berühmter Deutscher, 5. Folge, Lieferung 11) nimmt für Jean Henri de Moor als Ehefrau eine geb. Taher an. Für diese These fehlen allerdings nähere Belege. Als die älteste Tochter Elisabeth de Moor (1672–1730) im Jahre 1691 in Kopenhagen Nicolas van Finseler heiratet, wird sie als Tochter von Henri de Moor und Marie Schalck bezeichnet.

4 Eine vage Vermutung: de Moor könnte nach Paris gelangt sein, nachdem im Niederländischen Krieg (1672–1678) französische Truppen 1672 die Festung Wageningen erstürmt hatten und Colbert hier wie woanders auch aus den eroberten Gebieten Fachkräfte nach Frankreich und insbesondere Paris holte, um die dortige Industrie voran zu bringen: Das technische „Know how“ eines besiegten Landes wurde jeher als Kriegsbeute betrachtet.

5 Später: Compagnie de Saint-Gobain. Sie lieferte auch die Spiegel für den berühmten Spiegelsaal zu Versailles.

6 Der Familienforscher Hans Hündorf (†), Kiel, ein Nachkomme der de Moor-Colomb, jedoch nicht der Duhram (s. u.), hat umfassende, außerordentlich gründliche und höchst verdienstvolle Nachforschungen insbesondere durch Archiv-Einsicht vorgenommen, auf die an dieser Stelle ausdrücklich hingewiesen werden soll. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen, auf die in der vorliegenden Darstellung zurückgegriffen wird, befinden sich im niedersächsischen Staatsarchiv Aurich, Signatur: Dep. XXXIV – Aurich – Nr. 209. Dem gegenüber enthalten die Angaben von Massenbach (s. Anm. 3) Unsicherheiten.

7 Hündorf hat nicht mit Sicherheit feststellen können, seit wann de Moor in Kopenhagen lebte. Das KB der franz.-reformierten Gemeinde Kopenhagen setzt erst mit dem Jahr 1685 ein. Eintragungen, die die de Moor betreffen, liegen erst ab 1687 vor. Geburtsdaten sind unsicher, wenn Kirchenbücher fehlen; dies ist vom 17. Jahrhundert ab rückwärts sehr häufig der Fall.

penhagen an. Adam Loofs war zwischen 1670 und 1674 Kirchenältester (Presbyter) an der reformierten Kapelle der niederländischen Botschaft in Paris gewesen. Er und de Moor bezeichneten sich als Kunsthandwerker („orfèvre“). Sein Sohn Pierre (1674–1726), geboren in Paris, später Hofbaumeister des Landgrafen von Hessen-Kassel und Mitglied der Kgl. Akademie zu Berlin, heiratete de Moors Tochter Catherine (1690–1776). Wahrscheinlich lebten in Kopenhagen auch noch weitere Verwandte und Bekannte, mit Sicherheit jedenfalls die Familie Schalck, aus der Jean Henris Ehefrau Marie (1650⁸–1720) stammte, deren Brüder in der königlichen Leibgarde dienten, so dass anzunehmen ist, dass nicht nur Einzelfamilien, sondern durchaus auch ganze Sippschaften und Bekanntschaftsnetze Zug um Zug und sich gegenseitig unterstützend emigrierten.

Kurz nach der Heirat seiner Tochter mit dem Henri Colomb gab Jean Henri de Moor seine berufliche Existenz in Kopenhagen auf und übernahm in Neustadt an der Dosse (nordwestlich von Berlin) die in einer separaten Siedlung südlich der Stadt gelegene Spiegelmanufaktur. Diese Unternehmung hatte 1688 ursprünglich der berühmte, von Heinrich von Kleist in dem bekannten Drama verherrlichte Reitergeneral Prinz Friedrich zu Hessen-Homburg (1633–1708) gegründet. Nunmehr wurden der Kurfürst mit einem größeren, de Moor mit einem kleineren Anteil Teilhaber eines Konsortiums, dessen Spiegelmanufaktur de Moor wiederum als Erb-Pächter betrieb, um der Familie eine länger dauernde, feste Erwerbsmöglichkeit zu schaffen. Vermittelnde Kraft bei der Anwerbung von de Moor und bei der Vertragsgestaltung war der damalige kurbrandenburgische Premierminister Eberhard Freiherr von Danckelmann (1643–1722), der sich für die wirtschaftliche Entwicklung des Kurfürstentums einsetzte.

Die Facharbeiter aus der Kopenhagener Manufaktur und die technischen Gerätschaften wurden nach Neustadt übernommen. Auch die Familie de Moor wurde entsprechend dem bereits praktizierten Wanderungsmuster nach und nach in Neustadt ansässig. Es fällt auf, dass sehr viele der bereits beschäftigten und der später angeworbenen Mitarbeiter und Mitglieder der reformierten Kirchengemeinde der Spiegelmanufaktur aus den südfranzösischen Provinzen Guyenne und Languedoc stammten. Wann Henri Colomb endgültig in Neustadt seinen Wohnsitz nahm⁹, bleibt unklar. Sein Handelsgeschäft in Kopenhagen bestand

8 Reform. KB Neustadt/Dosse, Sterberegister zum 19.9.1720: geb. in Sedan, etwa 70 J. Sedan war damals ein hugenottischer Zentralort.

9 KB Neustadt bei der Taufe des Sohnes Henri Colomb am 9.5.1710: „Henri Colom (sic!) ... marchand à Copenhaguen“; 1718 heißt es von Henri Colomb: „établié au Neustadt“. Ob Colomb über seine Kopenhagener Handlung auch Spiegel aus Neustadt vertrieb, wann genau er seine dortige Geschäftstätigkeit aufgab und inwieweit er eine Art Berufspendler war, müsste noch näher untersucht werden. Zweifellos war die Ehefrau schon in Neustadt ansässig, als der Ehemann sich dort endgültig niederließ.

weiter, und sein dortiges Haus wurde erst im Jahre 1719 verkauft, als er in Neustadt starb, wo das Sterberegister festhält, dass er zuvor („devans“) Kaufmann in Kopenhagen war.

Die Spiegelmanufaktur hatte Anfangsschwierigkeiten zu überwinden: Die erwarteten Gewinne konnten nicht immer wie erwartet eingebracht werden. Der Absatz ging zurück, nachdem der sparsame König Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) zu erkennen gegeben hatte, dass er in den Schlössern die Anschaffung von Luxusgegenständen, wie z. B. Spiegeln, nicht besonders schätzte, sowie auch die Akzisetaxen z. B. für Holz erhöht wurden. Zudem führte die im Sommer 1719 anhaltende Dürre zu Wasserknappheit und damit zur Einschränkung der Produktion: Für die Spiegelherstellung waren Holz und Wasser erforderlich. Der König, der Teilhaber an der Manufaktur war und das „Plusmachen“ in Gestalt der Pachtzahlungen vermisste, inhaftierte im Jahre 1721 den alten de Moor, seinen Sohn Henri Jean (1674–1733) – offensichtlich seit 1711 Mit-Direktor – sowie den Schwiegersohn Nicolas van Finseler (1659–1741) auf der Festung Spandau.

Es gelang jedoch der brandenburgischen Verwaltung, den König davon zu überzeugen, dass die Spiegelfabrikanten die eingetretenen Schwierigkeiten persönlich nicht zu verantworten hatten¹⁰. Die Haft wurde aufgehoben, die drei Inhaftierten mussten sich jedoch eidlich verpflichten, brandenburgisch-preussisches Territorium nicht zu verlassen. Der König stimmte schließlich auch einer Neuregelung der Finanzverhältnisse und damit dem Fortbestehen der Manufaktur zu, um den beschäftigten Arbeitern, wie es der neue Vertrag ausdrücklich festhielt, Arbeit und Brot zu erhalten. Die Familie de Moor musste die rückständige Pacht aus ihrem privaten Vermögen bezahlen, die Manufaktur selbst überließ der König der bisherigen Teilhaber-Familie gegen Zahlung von 10.000 Talern als Eigentum. Dieses Kapital musste geliehen werden, doch gestand der König diesen Gläubigern eine vorrangige Tilgung gegenüber den Altgläubigern zu, sobald die Manufaktur wieder florierte. Die Gläubiger akzeptierten die Regelung, weil sie allein auf diese Weise auf Rückzahlung ihrer Alt-Forderungen hoffen konnten¹¹. Zudem verfügte der König einen Schutzzoll sowie Akzisefreiheit und ordnete an, dass in den märkischen Schlössern hinfort allein Spiegel

10 Vgl. Rachel, Hugo: *Die Handels-, Zoll- und Akzisepolitik Preußens. 1713–1740*, Berlin 1922, S. 428f. (= Acta Borussica. *Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. d. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Zweiter Band. Erste Hälfte). Einen kurzen Überblick über die Gesamt-Firmengeschichte bietet die Broschüre: *Spiegelberg – Spiegelmanufaktur. Kleine Geschichte zur Ausstellung im Gaswerk Neustadt/Dosse*, Neustadt im April 2007, 21 Seiten.

11 Diese eigentlich höchst moderne Form der Ent- bzw. Umschuldung basierte auf der Hoffnung auf die Arbeitskraft der Mitarbeiter, einer intelligenten Betriebs- und Geschäftsführung sowie der Herstellung attraktiver Produkte.

aus Neustädter Produktion anzuschaffen seien. Dem Sohn des alten de Moor, Henri Jean, gelang offensichtlich der Übergang vom alten Blas- zum neuen Gießverfahren, das die Herstellung wesentlich größerer und besserer Spiegel ermöglichte und der Manufaktur in den Folgejahren erheblichen Gewinn erbrachte (siehe auch den nachfolgenden Aufsatz von Dagmar Hülsenberg: *Wurzeln der Humboldt-Brüder in Neustadt an der Dosse*.) Als Henri Jean 1733 unverheiratet starb, hinterließ er ein beachtliches Vermögen: Seinen Schwestern und ihren Kindern, insgesamt 15 Personen, hinterließ er je 1.000 Reichstaler in bar. Den Manufakturbetrieb erbte sein Neffe Johann Heinrich Colomb (1695–1759), der Sohn der Schwester Madelene und ihres 1719 verstorbenen Ehemannes. Den Neffen habe er, so erklärte Henri Jean de Moor in seinem Testament von 1732, „über 10 Jahr“ bei sich gehabt und ihm „alle Vortheile und was zur Manufactur nöthig ist, mit väterlicher Sorgfalt und nach allem Fleiß gewiesen und allenthalben angeführet ..., so daß dieser das Werk zu dirigiren vollkommen versteht“¹².

Auch Johann Heinrich Colomb wusste fachkundig zu produzieren und zu wirtschaften, so dass nunmehr auch seine drei Schwestern, obwohl sie um die 40 Jahre alt und ledig waren, schließlich gut verheiratet werden konnten. Eine von ihnen, Susanne (1699–1774), schloss im Jahre 1739 mit dem Konrektor am Friedrichswerderschen, dann später Professor am Joachimsthalschen Gymnasium Johann Sebastian Taubenspeck (†1769) die Ehe, der Mitglied der Berliner Parochialgemeinde war. Schon 1734 hatte eine Kusine der Gattin von Johann Heinrich Colomb nach Berlin geheiratet, Magdalene van Finseler, die, vielleicht auf Grund des Erbes aus dem de Moor'schen Vermögen, die Zuneigung von Johann Friedrich Scheidt¹³, Schuldirektor am Joachimsthalschen Gymnasium und Kantor am Berliner Dom, gewonnen hatte.

Nicht nur die neue Verwandtschaft in Berlin, sondern auch das dortige Verkaufskontor der Spiegelmanufaktur¹⁴ und weitere wirtschaftliche Interessen gaben Johann Heinrich Colomb Anlass genug, regelmäßig die Residenzstadt aufzusuchen. Da die reformierten Gemeinden im Lande enge Kontakte zueinander pflegten, bildeten die Parochialgemeinde und ihre Gottesdienste für Besucher aus Neustadt an der Dosse die religiöse und gesellschaftliche Anlaufstelle, und in dieser Umgebung mag es wohl geschehen sein, dass ihm

12 GStA II. HA. GenDir. Abt. XIV, Kurmark, Tit. 149 sect. a No. 2 Bd. I, Bl. 90 r.; vgl. zur Spiegelmanufaktur ebd. passim.

13 Schreibweise auch: Scheid.

14 Im Adresskalender von 1740 (Adresskalender der Kgl. Preuß. Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam (versch. Jahrgänge), Berlin; im Folgenden zitiert: Adresskalender), S. 145, heißt es noch: Das Spiegel-Magazin ist „auf dem Werder ohnweit der Schleuse“, und Herr Johann Heinrich Colomb wird als „Director“ aufgeführt

„Jungfer“¹⁵ Justine Susanne Durham (1716–1762)¹⁶ in die Augen fiel¹⁷, die er schließlich am 28. Oktober 1739 heiratete. In den nächsten Jahren erfolgen weitere Heiraten nach Berlin, so dass um 1760 ein Großteil der Colomb-de Moor'schen Familie in Berlin ansässig war¹⁸.

Zum 1. August 1741 verkaufte Johann Heinrich Colomb die Spiegelmanufaktur¹⁹ an die Gebrüder von Krug von Nidda²⁰ – ebenfalls Parochianer –, denen

15 Diese damals gebräuchliche Bezeichnung hielt ausdrücklich fest, dass die betreffende weibliche Person bis zu diesem Zeitpunkt mit einer männlichen Person noch nicht in engerer intimer Beziehung gestanden hatte.

16 Bei den Eheleuten in der Humboldt-Colomb'schen Familie fällt der beträchtliche Altersunterschied auf; die Frauen waren bis zu 20 Jahre oder mehr jünger. Das war allgemein nicht ungewöhnlich. Männer heirateten oft erst, wenn sie eine Familie unterhalten konnten. Die Ehefrauen waren jünger, weil weder Berufsausbildung noch Berufstätigkeit der Eheschließung voraus gingen. Als Ehefrauen zweiter Ehe waren sie ohnedies in der Regel jünger als der Ehemann, der für seine Kinder aus der ersten Ehe eine Ersatz-Mutter brauchte. Der Entschluss, einen wesentlich älteren Ehemann zu heiraten, war für Frauen auch aus Versorgungsgründen nicht abwegig. Eine Eheschließung bedeutete für Frauen viel nachdrücklicher ein soziales Netz, als dies heute der Fall ist. – Aus diesen Perspektiven heraus ist vielleicht verstehbar, dass Marie Elisabeth von Humboldt sich erst daran gewöhnen musste, dass die von Wilhelm präsentierte zukünftige Schwiegertochter Karoline von Dacheroeden gar ein gutes Jahr älter als Wilhelm war.

17 Während des Gottesdienstes saßen Männer und Frauen in getrennten Sitzbank-Blöcken.

18 Elisabeth Colomb (*1713), Johann Heinrichs jüngere Schwester, heiratete 1747, nachdem sie in Neustadt verwitwet war, den Faktor (etwa: Betriebsleiter) am Berliner Spiegelmagazin, Joachim Ludolph Schmieder. – Die 1733 geborene Tochter Magdalene Henriette Colomb des 1701 in Kopenhagen geborenen David Colomb († ?), mithin die Nichte von Johann Heinrich und Kusine von Marie Elisabeth und ihrer Schwester, heiratete den Kaufmann Carl Adrian Sproegel.

19 Der Verkauf betraf die Produktionsstätte in Neustadt, das Magazin in Berlin sowie ein weiteres Magazin in Leipzig, ferner fertigestellte Spiegel, Gerätschaften, Materialien usw., auch innerbetriebliches und Fabrikationswissen. Colomb behielt sein Haus in Berlin, dessen Lage unbekannt ist, jedenfalls nicht mit der Magazinanlage Unterwasserstraße 4 identisch gewesen sein dürfte. Die untere Etage dieses Hauses wurde bis Ostern 1745 an den Käufer vermietet; s. auch Anm. 21.

20 Die Familie war verzweigt; es gab einen oberhessischen (Salzbergwerkbesitzer, Verkauf des Besitzes wegen zu großer Zahl an Erben) und einen niederhessischen Zweig. Diesem gehörte Theodor Christoph von Krug zu Nidda (1653–1721; 1703 geadelt) an (12 Kinder). Er war Leibmedicus des Großen Kurfürsten (1640–1688) und Direktor der Magdeburgischen bzw. Magdeburgisch-Rothenburgischen Erz- und Schiefesgesellschaft, die ihren Sitz in Cölln hatte. Im Berliner Adresskalender von 1740 ist verzeichnet: Karl Ludwig von Krug von Nidda (1686–1754), Geh. Justiz- und Oberappellationsgerichtsrat, Direktor des Berliner Kriminalkollegiums und der Baukommission, Münzbeauftragter, Mitglied der Halleschen Kammerdeputation und Leiter des Salpeterwesens. Wahrscheinlich Karl Ludwig und seine Ehefrau sind die in den Taufurkunden verzeichneten Paten. Im Berliner Adresskalender von 1740 ist neben Karl Ludwig (S. 49, 51, 59, 114f.) noch Friedrich Wilhelm von Krug von Nidda, Hof- und Kammergerichtsrat, Mitglied der Halleschen Kammerdeputation, nachgewiesen (S. 35). Andere Familienmitglieder wohnten auswärts, so der Kriegs- und Domänenrat Philipp Friedrich von Krug von Nidda († 1743) in Magdeburg.

die Magdeburgisch-Rothenburgische Erz- und Schiefer-Gewerkschaft²¹ gehörte. Diese betrieb als Nachbarindustrie seit Anfang des Jahrhunderts in Neustadt oberhalb der Dosse eine Schmelzhütte mit Hochofen²². Die seit Jahrzehnten bestehenden Auseinandersetzungen um die Wasserversorgung, auf die die Spiegelmanufaktur ebenso wie der Hüttenbetrieb angewiesen war, fand damit ein Ende²³. Man ging offensichtlich nicht im Streit auseinander: Vielleicht haben beide Parteien im Verband der Parochialgemeinde zueinander gefunden. Die von Krug von Nidda waren Paten bei den Colomb'schen Kindern²⁴. Der Verkauf der Manufaktur mochte eine Vielzahl von Beweggründen haben. Eine wirtschaftliche Notlage lag kaum vor, zumal auch der erste Schlesische Krieg zwischen Preußen und Österreich gerade siegreich beendet worden war. In dem Brief an den König, Friedrich d. Gr. (1740–1786), der dem Verkauf gewissermaßen als oberste Aufsichtsbehörde zustimmen musste, gab Colomb an, er leide unter „Podagra und anderen incommoditäten“²⁵. Das galt damals als eine durchaus beeinträchtigende Krankheit, so dass der König, dem an der Betriebsfortführung gelegen war, dem Verkauf zustimmte. Möglicherweise sah Johann Heinrich in der Verwandtschaft keinen möglichen Nachfolger für die Leitung der Manufaktur, und er hoffte, in Berlin durch neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen eine geeignete erfolversprechende Lebensperspektive zu finden. Berlin war als Residenz- und Kulturstadt reizvoll, die zu verlassen für die junge Ehefrau mit Sicherheit nicht besonders verlockend gewesen sein dürfte. Indessen hat sich Colomb nach dem Verkauf der Manufaktur auch keineswegs aufs Altenteil gesetzt oder mit der Kaufsumme den Rest seiner Jahre einschließlich des

21 Diese wird als Käufer genannt; Bezeichnung auch: Rothenburgische bzw. Rothenburger Erz- und Schiefer-Gewerkschaft bzw. -Gesellschaft, da sich das Förderwerk in Rothenburg im Herzogtum Magdeburg befand. Das Unternehmen war Gemeinschaftsbesitz. Denkbar ist, dass Philipp Friedrich von Krug (s. vorige Anm.) im Auftrage der Gewerkschaft bzw. der Familienmitglieder die Leitung des Magazins übernahm. Einige Jahre später wird offensichtlich Friedrich Wilhelm alleiniger Eigentümer.

22 Rachel, Hugo: *Die Handels-, Zoll- und Akzisepolitik Preußens. 1713–1740*, Berlin 1922, S. 432 (s. Anm. 10).

23 Dazu GStA II. HA. GenDir. Abt. XIV, Kurmark, Tit. 149 sect. a No. 3, passim.

24 KB Parochialgemeinde. Die von Krug von Nidda sind zusammen mit den Colomb und Duhrum auch Paten bei weiteren Familien.

25 GStA II. HA GenDir Abt. XIV, Kurmark, Tit. 149 sect. a No. 4, Bl. 1 sowie 3ff.; ferner GStA II.HA.Rep. 35, LXV, C, 4 (Kurmark).

Unterhaltes der Familie abgelebt²⁶. Bei seinem Tode bzw. dem Tode seiner Ehefrau erbten die beiden Töchter erhebliche Vermögenswerte²⁷.

III. Die Familie Duhram

Eine der hervorragenden bürgerlichen Persönlichkeiten in der kurfürstlichen bzw. königlichen Verwaltung in Berlin um sowie nach 1700 war der Generalfiskal²⁸ Wilhelm Duhram (1658–1735). Neben seinen vielen weiteren Ämtern

26 Offensichtlich noch 1741 wurde das Gut Sternebeck bei Wrietzen an der Oder gekauft (vgl. *Historisches Ortslexikon für Brandenburg*. T. II. Barnim, bearb. v. Liselott Enders unter Mitarbeit von Margot Beck, Weimar 1980, S. 542; *Die Territorien der Mark Brandenburg oder Geschichte der einzelnen Kreise, Städte, Rittergüter und Dörfer in derselben, als Fortsetzung des Landbuchs Kaiser Karl's IV.*, bearb. v. Carl-Ernst Fidicin, Bd. II.2. *Der Ober-Barnimsche Kreis*, Berlin 1858, S. 62. 148 (Photomechanischer Nachdruck Berlin-New York 1974). Das Gut scheint aber in wirtschaftlicher Hinsicht nicht sehr bedeutend gewesen zu sein. Für das Jahr 1744 ist für das Grundstück Stralauer Straße 56 – Querstraße zur Klosterstraße/Jüdenstraße, unweit der Parochialkirche – der „Direktor bei der Spiegelmanufaktur Johann Colomb“ als Gläubiger eingetragen. Das Haus befand sich seit Beginn des Jahrhunderts im Besitz von Mitgliedern der Porzellanbrenner-Familie Wolbeer (Lüdicke, Reinhard (Hrsg.): *Berliner Häuserbuch*. Zweiter Teil. *Geschichte der Berliner Stadtgrundstücke seit der Einführung der Grundbücher Ende des 17. Jahrhunderts. Nach den Hypotheken- und Grundbüchern*, Bd. I, Berlin 1933, S. 53ff. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Stadt Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin VII)). Das Haus in der Jägerstraße wurde 1746 gekauft (Bruhns, Karl: *Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie*, Bd. I, Osnabrück 1969, S. 283 (=Neudruck der Ausgabe Leipzig 1872). Vgl. *Alexander von Humboldt. Familie Mendelssohn. Briefwechsel*, hrsg. v. Sebastian Panwitz und Ingo Schwarz unter Mitarbeit von Eberhard Knobloch, Berlin 2011, S. 312; Brief 287 (Mendelssohn an A. von Humboldt, 1857; aus den Hausakten): Die ursprüngliche Baustelle wurde 1739 an den Kommissionär Lichmann vergeben, der darauf ein Haus errichtete. Kauf durch Colomb am 17. November 1746; Verkauf durch die Erben von Humboldt am 22. 5. 1797 an den Finanzrat Burghoff. – Offensichtlich etliche hochgestellte Familien in Berlin, auch aus der Parochialgemeinde bzw. dem Adel angehörig, waren Colombs Schuldner.

27 Archiv Schloss Tegel: *Inventarium des sämtl. Nachlasses des Herrn Directoris Johann Heinrich Colomb betr. und Teilungsrezeß unter den Dem. Töchtern*. Beachtenswert ist ferner, dass Colomb und seine Ehefrau in der Gruft der Parochialkirche „in dem Gewölbe sub Nro: 15 bey gesetzt“ (KB Parochialgemeinde S. 389 re: bzw. S. 416 li (heute Kammer Nr. 7); vgl. Landeskirchliches Archiv Berlin-Brandenburg Depos. Parochialgemeinde, Bestand 11202, Sign. 188, S. 45) wurden. Somit haben die Colomb auch im Gemeindeleben eine hervorgehobene Rolle gespielt. Mit ganz grober Schätzung lässt sich sagen, dass Marie Elisabeth, Kaufkraftverlust eingerechnet, jedem ihrer drei Söhne Vermögen in der Höhe hinterließ, wie sie für sich geerbt hatte. Sie hat somit die Vermögenssumme in etwa verdreifacht, zudem in einer Zeit großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten, in der viele Adelsfamilien verarmten bzw. ihren Besitz verloren.

28 Dies war ein umfassendes, typisch absolutistisches Aufsichtsamt mit weitreichenden Befugnissen: Kontrolle der Justizbeamten und Justizangelegenheiten, der Kassen und der Akzise, des Lebens und der Sitten der Bevölkerung, Aufsicht über die Juden, Verfügung von Geldstrafen, Durchführung gerichtlicher Exekutionen, Aufspüren von Verbrechen usw.

hatte er lange Jahre das Amt eines Kirchenvorstehers der Parochialgemeinde inne²⁹. Die Familie Duhram³⁰ war aus Schottland eingewandert, neben dem Berliner Zweig gab es zwei weitere: in Kleve sowie in Königsberg. Aus der dritten Ehe von Wilhelm Duhram stammte die Tochter Justine Susanne. Ihre Mutter war Maria Glöckner (1681–1725), eine Reformierte aus der Mittelrhein-Gegend, die mit vielen anderen Flüchtlingen infolge der Kriege Ludwigs XIV. nach Preußen gekommen war. Ihre Vorfahren hatten leitende Ämter bei in der ehemaligen Heimat residierenden Kleinfürsten bekleidet. Als Justine Susannes Vater, der Generalfiskal, 1735 verstarb, nahm offensichtlich der Bruder Georg Wilhelm Duhram (1712–1756), schließlich Geheimer Finanzrat im Generaldirektorium, also leitender Beamter in der Finanzverwaltung, die Aufgabe eines Familienoberhauptes wahr. Es ist zu vermuten, dass er sowohl beim Verkauf der Spiegelmanufaktur wie auch bei der Stiftung der Ehe zwischen Johann Heinrich und Justine Susanne eine entscheidende Vermittlerrolle gespielt hat³¹.

Nach der Heirat mit Justine Susanne Duhram zählte Colomb zur angesehenen und selbstbewussten Parochialgemeinde; er war sofort gesellschaftlich voll integriert. Die Familien Colomb, Duhram und die verschwägte Familie Geelhar³² bildeten einen engeren Verwandtenkreis, erweitert um die Familie von Krug von Nidda, die nunmehrigen Eigentümer der Spiegelmanufaktur. Dazu kamen weitere Persönlichkeiten, besonders leitende Beamte aus dem Generaldirektorium oder der angeschlossenen Behörden, auch aus den Finanz- und Rechnungsdepartements³³, Räte und Direktoren, die einen engen bekanntschaftlichen und sozial durchaus exklusiven Kreis unterhalb der Beamten aus dem Adel bildeten. Es sind diejenigen Kreise zumeist reformierter Konfession, die die Verwaltung des jungen preußischen Staates auf ein solides Fundament stellten. Einige dieser

29 In den einschlägigen Publikationen werden – vielleicht ein wenig zu vordergründig – vor allem die Adelsfamilien in der Parochialgemeinde hervorgehoben. Eine maßgebende Schicht bildeten jedoch ebenso die bürgerliche obere Beamtschaft, die z. T. erhebliche Bedeutung für die Begründung der Staatsverwaltung hatte, sowie die Kaufleute einschließlich der Fabrikanten.

30 Schreibweise ursprünglich: Durham; so auch der Klever Zweig. Die beim Berliner Zweig vorliegende Schreibweise: Duhram entsprach wohl der dort üblichen eingedeutschten Aussprache.

31 Zu damaliger Zeit war auch in höheren Kreisen die Versorgung der Töchter eine wesentliche Aufgabe: 1757 stirbt „Mademoiselle Johanna Sophia Duhram“ im Alter von 40 Jahren, offensichtlich eine jüngere Schwester von Johanna Susanne, die der Bruder nicht verheiratet konnte (KB Parochialgemeinde A 1422 S. 359).

32 Schreibweise verschieden, so auch Gelhaar, Geelhaar. Der Geheime Finanzrat Bernhard Ludwig Geelhar (1696-1769) war vor der Versetzung nach Berlin Kammerdirektor in Kleve und somit Kollege der dortigen Durhams gewesen. Seine Ehefrau Wilhelmine (1698-1765) war eine Tochter von Wilhelm Duhram aus dessen zweiter Ehe – folglich eine Halbtante von Marie Elisabeth. Beide Geelhars wurden in der Gruft der Parochialkirche beigesetzt (No. 17).

33 In den Kirchenbüchern insbesondere der Parochialgemeinde findet sich dies durch immer wiederkehrende Patenschaften belegt.

Familien erreichten durch Heirat oder eigene Nobilitierung den Aufstieg in den Adelsstand. Andere, wie die von Krug von Nidda, waren zugleich selbstständige Unternehmer, Eigentümer oder Pächter von – für damalige Verhältnisse – Großbetrieben. Dem König konnten dergleichen Vernetzungen von Verwaltung und Wirtschaft trotz der Gefahr von Interessenskonflikten nicht unlieb erscheinen, weil er auf diese Weise die Entwicklung der Wirtschaft genauer unter Kontrolle nehmen konnte.

IV. Einige abschließende Gedanken

Sorgfältige Humboldt-Familienforschung tut not; Unwissenheit und Verklärungen verzerren tatsächliche Lebensleistungen. Wissenschaftliche Arbeit zeigt Tatsachen auf, sie soll Sachverhalte und Entwicklungen belegen und erklären. Sie bewahrt davor, Wilhelm und Alexander von Humboldt in weihevolem Erstaunen als Über-Menschen zu verinnerlichen. Gleichermaßen arbeitet Wissenschaft der Tendenz entgegen, Persönlichkeiten und Entwicklungen vergangener Zeiten als für die Herausforderungen von Gegenwart und Zukunft bedeutungslos zu entsorgen. – Im Vergleich zu den Lebensleistungen anderer hervorragender Persönlichkeiten darf nicht vergessen werden, dass bei den Brüdern Wilhelm und Alexander das Ausschöpfen der vorhandenen Begabungen nicht zuletzt auf die beachtliche soziale Stellung sowie die finanziellen Ressourcen der Familie und ebenfalls auf den Weitblick der Mutter zurückzuführen ist. Diese erkannte die im Einzelnen unterschiedlichen Begabungen ihrer Söhne, und so ließ sie diese auf diejenigen Laufbahnen vorbereiten, die zu ihrer Zeit für junge Adelige in Frage kamen: für Wilhelm das juristische Studium, für Alexander die halb-universitäre Kameralistik, aus der heraus sich vielfältige, insgesamt eher praxisbezogene, aber zugleich gesamtwirtschaftlich zukunftsrelevante Berufstätigkeiten ergeben konnten. In Konsequenz dessen fanden die Söhne ihre Anstellung in den entsprechenden Verwaltungssparten: Wilhelm in der juristisch geprägten Regierung, Alexander im auf wirtschaftliche Verwaltung hin orientierten Generaldirektorium.

Welcher Tätigkeit die väterlichen Vorfahren nachgingen, ist im Groben bekannt. In der väterlichen Familie, den Humboldts, waren etliche Vertreter Gutsverwalter oder bekleideten ein öffentliches etwa mittleres Verwaltungsamt; vielleicht waren sie auch Handwerker. Großvater und Vater Humboldt dienten als Offiziere. Doch genauer: Alexander George von Humboldt (1720–1779), der eine Beförderung durch Tapferkeit vor dem Feind (1758 Schlacht bei Krefeld) erlangte, zeigte eine sehr deutliche Neigung für Handel, Wirtschaft und Finanzen – als Adjutant beim Regiment war er offensichtlich für das Versorgungswesen zuständig – und zu einer erheblichen Risikobereitschaft in diesen Be-

tätigungsfeldern. Hinzuzufügen ist schließlich, dass Alexander George von Humboldt auch Gartenliebhaber war.

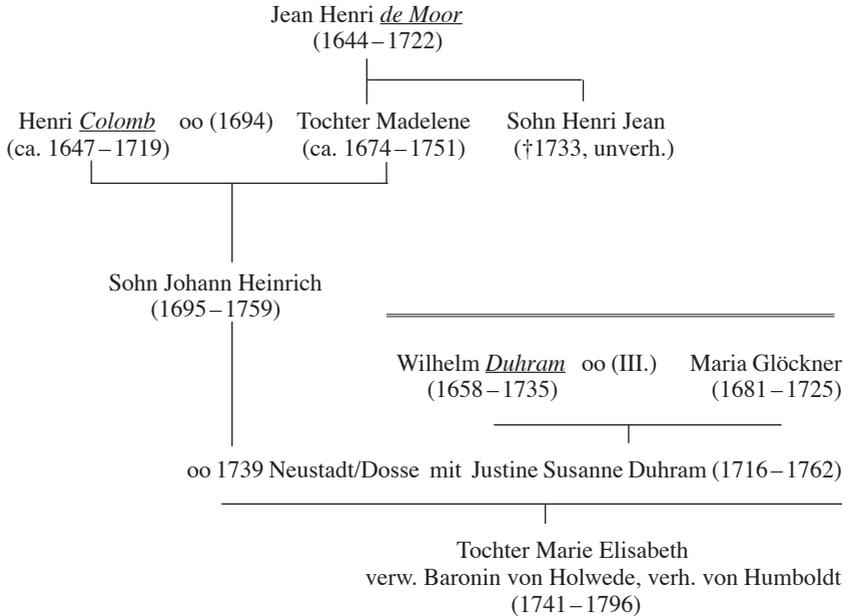
Der Umgang mit Handwerk bzw. Technik, Handel und Finanzen lässt sich noch klarer in der Familie der Mutter erkennen. Die de Moor und Colomb waren – offensichtlich hervorragende und an Neuerungen interessierte – Fabrikanten und Techniker. Sie stellten Feinprodukte her, wobei es auf genaues Sehen und Präzision ankam: Alexander wie auch Wilhelm besaßen eine sehr scharfe Beobachtungsgabe. Unter den Vorfahren in der mütterlichen Familie finden sich weiterhin etliche Juristen und Inhaber hoher Verwaltungsämter. Wilhelm wird Jurist, Diplomat und Verfassungsreformer. Die letzte Generation der Duhrms mit ihren Ämtern im Rechnungs- und Finanzierungswesen weist sehr klar eine kameralistisch orientierte Ausrichtung auf.

Im Archiv auf Schloss Tegel befindet sich eine Akte, die den Nachlass von Marie Elisabeths Vater auflistet, u. a. dessen Bibliothek³⁴. Verschiedene Bücher waren religiösen Inhalts, sehr viele aber auch technische Fachbücher³⁵ sowie solche der Bebilderungstechnik, des Kupferstechens. Alexanders Zeichnungskünste sind bekannt und ebenso Wilhelms Vorliebe für die Bildhauerei. – Hier können indessen nur einzelne Schlaglichter vorgetragen werden, die einer wissenschaftlichen Begabungsanalyse keinesfalls genügen. Doch reizt es, sich zu erinnern, dass Talente nicht aus dem Nichts entstehen, sondern dazu eine Vielzahl von persönlichen und sozialen Bedingungen zusammenspielen und dann zur Ausformung der Persönlichkeit Entwicklungsprozesse in Gang gesetzt werden müssen. Nichts anderes meint die von Wilhelm von Humboldt formulierte Forderung, dass der Mensch als seinen wahren Zweck „die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ anstreben muss („*Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen*“).

34 S. oben Anm. 27.

35 Z. B. zur Glasmacher-, Bau-, Wasser- und Mühlenbaukunst, zur Gold- und Silberkunst, Fachbücher zur Chemie. Einige der Fachbücher sind dem Erscheinungsjahr zufolge offensichtlich schon von Jean Henri de Moor d. Ä. angeschafft worden.

V. Die Vorfahren von Marie Elisabeth von Humboldt³⁶:



³⁶ Diese Stammtafel stellt nur die direkte Abstammung dar. Geschwister, Kusinen bzw. Vettern werden nicht aufgeführt. Sämtliche bisher bekannte Stammtafeln enthalten mehr oder weniger Unrichtigkeiten.

Wurzeln der Humboldt-Brüder in Neustadt an der Dosse

VON DAGMAR HÜLSENBERG

Einführung

Häufig wird darüber gerätselt, wieso es möglich ist, dass Brüder so unterschiedliche fachliche Talente und Neigungen auf höchstem Niveau besitzen, wie es bei Wilhelm (1767–1835) und Alexander (1769–1859) von Humboldt der Fall war. Die Veranlagung spielt eine entscheidende Rolle. Hier kann man – grob vereinfacht – feststellen, dass Wilhelm von Humboldt eher nach der Mutter, Alexander von Humboldt mehr nach dem Vater kam. Aber es ist auch wichtig, welchen erzieherischen Faktoren die heranwachsenden Persönlichkeiten ausgesetzt sind. Im Falle der Humboldt-Brüder muss man zuerst die unterschiedlichen Hauslehrer mit ihren verschiedenen fachlichen Disziplinen nennen. Nicht zu vergessen sind die sehr frühe Einbindung der Humboldt-Brüder in das gesellschaftliche Leben von Berlin und die daraus resultierenden intensiven Kontakte. Auf welchen Boden die dadurch übermittelten Informationen und Verhaltensweisen fielen, hing dann von der individuellen Veranlagung ab. Es ist also nicht völlig verwunderlich, dass sich Wilhelm von Humboldt mehr für die Staatsordnung, die Bildung und die Sprachwissenschaft interessierte, aber Alexander von Humboldt vor allem naturwissenschaftliches und technisches Interesse – gepaart mit großer Neugier – zeigte.

Da der Vater der Brüder, Alexander Georg von Humboldt, schon 1779, also in der relativ frühen Kindheit von Wilhelm und Alexander, starb, wird dessen Einfluss auf die fachliche und charakterliche Entwicklungsrichtung seiner Kinder nicht sehr groß gewesen sein. Ganz anders verhielt es sich aber mit der Mutter Marie Elisabeth, geb. Colomb, (1741–1796). Über ihre Eigenschaften gibt es viele, auch sehr unterschiedliche Interpretationen. Auf jeden Fall suchte sie die Hauslehrer der beiden Jungen aus und lenkte die Geschicke im welt-offenen Haushalt mit Umsicht. Sie forderte Selbstbeherrschung von sich selbst und von anderen. Letzteres hat ihr bei ihren Kindern – wie es bei vielen Heranwachsenden der Fall ist – nicht nur Pluspunkte eingebracht. Als Erwachsene haben dann Wilhelm und Alexander von Humboldt mit Achtung auf ihre Eltern zurückgeblickt.

Fragt man nach den Ursachen der doch häufig beschriebenen Strenge von Mutter Marie Elisabeth von Humboldt, wird man unweigerlich auf deren Eltern, also die Großeltern mütterlicherseits der Brüder Humboldt, gelenkt. Sie waren eine Fabrikantenfamilie. Dem Großvater Johann Heinrich Colomb (1695–1759) gehörte bis 1741 die Spiegelmanufaktur in Neustadt an der Dosse. Einen Plan der Anlage der Spiegelmanufaktur auf dem Spiegelberg zeigt **Ab-**

bildung 1. Heute weist vor Ort nichts mehr auf das ehemalige Unternehmen hin.

Johann Heinrich Colomb leitete bereits die Manufaktur, als er 1732 von Jean Henri de Moor d. J. (†1733) als Haupterbe eingesetzt wurde [Wallert, 2007]. Mit Jean Henri de Moor d. Ä. hatte König Friedrich I. in Preußen am 21. April 1708 einen Vertrag abgeschlossen, der gegenüber dem ursprünglichen Vertrag von 1696 Verbesserungen enthielt und in dem Finanz- und Betriebsfragen der Spiegelmanufaktur geregelt waren. Johann Heinrich Colomb heiratete 1739 in der Parochialkirche zu Berlin (siehe [v. d. Burg, 2012, S. 77–83] und [v. d. Burg, 2013, S. 85–98]) Justine Susanne Duhram. Zwei Jahre später wurde dort auch beider Tochter Marie Elisabeth getauft.

Die Erfahrungen dieser beiden Großeltern teile mütterlicherseits, also des ingenieurtechnisch geprägten Großvaters der Humboldt-Brüder und der aus der juristisch-kameralistisch orientierten Familie Duhram stammenden Großmutter, prägten die Eigenschaften von Marie Elisabeth Colomb, verh. v. Humboldt, der Mutter von Wilhelm und Alexander. Das dürfte auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass Johann Heinrich Colomb gerade in dem Jahr die Spiegelmanufaktur verkaufte, als Marie Elisabeth geboren wurde, aufrecht zu erhalten sein – die *Grundhaltung* der Großeltern übertrug sich auf die Mutter der Brüder.

Die Familiengeschichte der Großeltern mütterlicherseits von Wilhelm und Alexander von Humboldt ist ein Stück weit mit der technischen Entwicklung der Herstellung von Glasspiegeln verflochten oder verlief zumindest parallel.

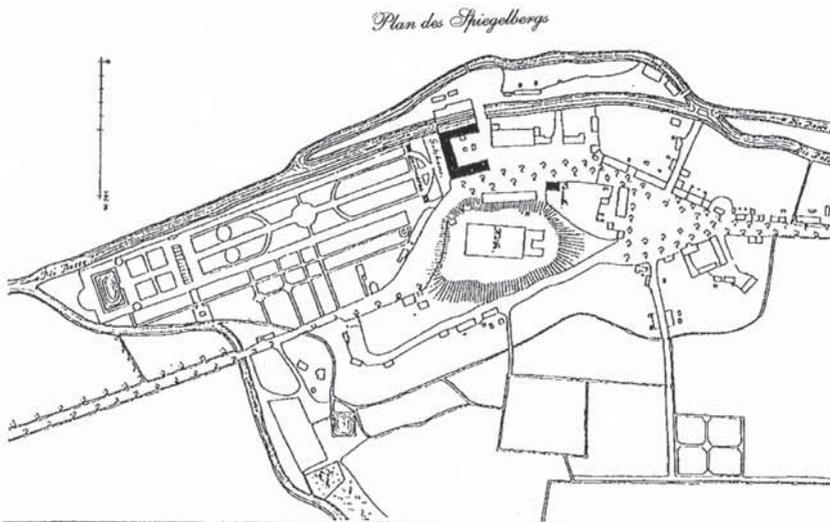


Abbildung 1: Plan des Spiegelbergs mit Manufaktur, aus [Förderverein, 2007, S. 5]

Auf die unmittelbare Familiengeschichte der Colombs wird hier nicht näher eingegangen, da sie ausführlich bei [v. d. Burg, 2013, S. 85–98] behandelt wird; vielmehr geben die folgenden Ausführungen einen Überblick zur Spiegelproduktion in Neustadt an der Dosse.

Zur Geschichte der Herstellung von Glasspiegeln allgemein:

• Funktionsprinzip von Spiegeln

Um die technische Leistung von Jean Henri de Moor d. Ä. und d. J. sowie des Großvaters der Humboldt-Brüder, Johann Heinrich Colomb, richtig erfassen zu können, ist es sinnvoll, vor der Darlegung der Geschichte des Spiegelwerkes in Neustadt an der Dosse etwas zur Funktionsfähigkeit und den Verfahrensschritten der Herstellung von Spiegeln zu sagen. Bei der Spiegelherstellung bleibt es dem Technikhistoriker überlassen, ob er ca. 6000 Jahre zurückgeht und auf erste Metallspiegel verweist, oder ob er seine Überlegungen auf Glasspiegel bezieht.

Die Metallspiegel waren sogenannte Vorderflächenspiegel [Bliedner und Gräfe, 2008, S. 27], bei denen der Lichtstrahl direkt auf die reflektierende Fläche trifft. Die Entstehung des Spiegelbildes kann man sich gemäß **Abbildung 2** erklären.

Die Metalloberfläche sei durch die „fette“ Linie S-S gekennzeichnet. In Punkt L befindet sich die Lichtquelle. Von ihr gehen – im dargestellten Fall – drei Strahlen aus, die bei den Punkten E, A und C auf die spiegelnde Metalloberfläche treffen. An ihr werden der Strahl L-A als Strahl A-B und der Strahl L-C als Strahl C-D reflektiert. Verlängert man beide Strahlen rückwärtig in den sogenannten virtuellen Bereich, treffen sie sich im Punkt L'. Dort findet man auch die virtuelle Verlängerung des senkrecht auf den Spiegel auftreffenden Strahls L-E. Die virtuellen Verlängerungen aller drei Strahlen treffen sich somit im selben Punkt und bil-

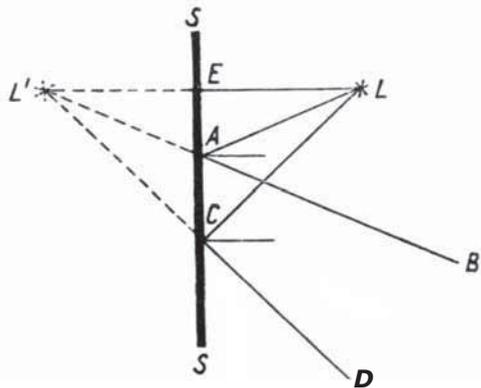


Abbildung 2: Entstehung eines Spiegelbildes durch Reflexion an einer Metalloberfläche, aus [Grimsehl, 1962, S. 38]

den damit die Lichtquelle ab. Analog verläuft die Entstehung eines Spiegelbildes an einer ruhigen Wasseroberfläche, wobei deren Reflexionsfähigkeit deutlich geringer als die einer Metalloberfläche ist. Die Vorderflächenspiegel finden heute wieder verstärkt im wissenschaftlichen Gerätebau Anwendung, vor allem wenn es um die Weiterleitung sehr kurzwelliger Strahlung geht.

Metallspiegel (wenn sie nicht aus Edelmetallen bestehen) haben aber den Nachteil, dass sie nur im „neuen“ Zustand oder in einem definierten Umfeld, ggf. sogar unter Schutzgas, ihre hervorragende Reflexion besitzen. Ohne besondere Maßnahmen werden sie mit der Zeit „blind“. Das liegt in erster Linie an der Hydratation und/oder Oxidation (Verbindung mit Wasser und/oder Sauerstoff) der oberflächennahen Schichten. Je edler das Metall ist, aus dem der Spiegel hergestellt wurde, umso geringer ist natürlich diese Gefahr. Im Gegensatz dazu würde man bei poliertem Eisen davon sprechen, dass der Spiegel mit der Zeit rostet. Es kommen aber auch weitere Gründe für das Erblinden der Metallspiegel in Betracht. In erster Linie ist die adhäsive Ablagerung von Staub zu nennen, was zu einer diffusen Reflexion des Lichtes führt. Wird dann von Zeit zu Zeit der Staub entfernt, kann es zu Kratzern kommen. Auch wenn sie nur wenige μm breit ($1 \mu\text{m} = 0,001 \text{ mm}$) und damit schwer oder gar nicht sichtbar sind, beeinträchtigen sie das Spiegelbild.

Abhilfe kann durch Abdecken der spiegelnden Fläche mit einem transparenten Medium geschaffen werden. Hier bietet sich Glas an. Während der Herstellung der Spiegel nutzt man eine vorgefertigte Glasscheibe, die mit dem spiegelnden Metall durch unterschiedlichste Verfahren beschichtet wird. Die Metallschicht erhält dadurch an ihrer Vorderseite (quasi auf der Rückseite der Glasscheibe) einen Schutz gegen Hydratation, Oxidation und Schmutz sowie Kratzer. Um die Metallschicht auch von deren Rückseite zu stabilisieren, werden eine weitere Metall- und dann eine Lackschicht aufgebracht. Der Spiegel – in seiner heutigen Form – ist somit ein kompliziert aufgebautes Mehrschichtsystem. Er wird als Rückflächen-Glasspiegel [Bliedtner und Gräfe, 2008, S. 27] bezeichnet. Bei der Darstellung des Strahlengangs ist zu berücksichtigen, dass auch an der Vorderseite des Glases eine, wenn auch geringe, Reflexion stattfindet, siehe **Abbildung 3**.

Je mehr sich der Winkel, mit dem der einfallende Strahl auf die Glasscheibe auftrifft, dem rechten Winkel von 90° nähert, umso weniger differieren die Austrittspunkte der beiden reflektierten Strahlen. Schaut man senkrecht auf den Spiegel, wird der Strahl in sich zurückgeworfen. Es entsteht ein exaktes Abbild des beobachteten Gegenstandes oder der Person, allerdings seitenverkehrt.

Man kann sich nun vorstellen, dass es für die Qualität des Spiegelbildes ganz wichtig ist, ob der Gang des Lichtstrahls durch das Glas gestört wird oder nicht. Hier spielen Bläschen, Steinchen oder auch Schlieren *in* der Glasscheibe eine

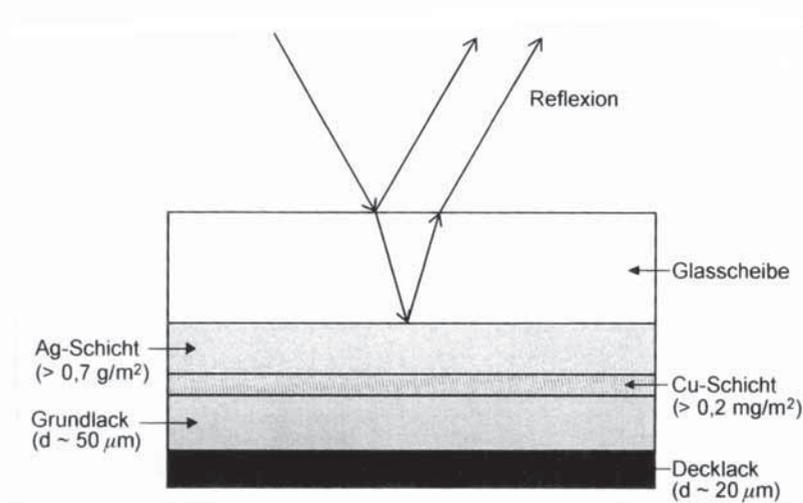


Abbildung 3: Aufbau eines Silberspiegels gemäß DIN 1238, aus [Gläser, 1999, S. 240]

wichtige Rolle. Sie führen zur Streuung des Lichtes. Befinden sich um die Fehler, vor allem um Steinchen, Mikrorisse, kommen *innere* Reflexionen in der Glasscheibe hinzu. Außerdem ist die Konstanz der *Dicke* des Glases wichtig. Das erklärt sich folgendermaßen: Man beobachtet in der Regel ein flächiges, häufig bewegtes Bild. Dessen gleichmäßige Qualität nach oben, unten, rechts und links wird durch die Lauflänge des Lichtstrahls im Glas beeinflusst. Ist die Dicke nicht gleichmäßig, entstehen verzerrte Bilder. Weiterhin geht es um die *Glätte* der *Glaserfläche*. Ist sie nicht gegeben, wird das Licht an der rauhen Oberfläche in alle Richtungen gestreut. Es entsteht ein diffuser Eindruck, aber kein Spiegelbild. Ein weiteres Problem stellen Rohstoffe dar, die mit färbenden Substanzen verunreinigt sind, denn eine *farbige* Glasscheibe kann durch partielle Absorption der durchgeleiteten Strahlung natürlich kein Spiegelbild in Echtfarben erzeugen (manchmal ist dieser Effekt aber auch erwünscht).

Daraus folgt, dass die Qualität der Glasspiegel ganz eng an die Beherrschung der technischen Prozesse zur Herstellung der Glasscheiben geknüpft ist. Man stellt also gezielt Spiegelglas her, wobei sich dieser Begriff weniger auf eine besondere chemische Zusammensetzung, sondern in erster Linie auf die Qualität der Glasscheiben bezieht. Wenn man die Historie der Herstellung von Glasspiegeln – und damit für einen gewissen Zeitraum des Unternehmens in Neustadt an der Dosse – verfolgt, muss man sich sowohl mit der Geschichte der Herstellung des flachen Spiegelglases als auch der Spiegelbeschichtung, meist als Spiegelbeleg bezeichnet, beschäftigen.

• Herstellung von Spiegelglas

Unter „Flachglas“ versteht man Glaserzeugnisse, deren Dicke im Vergleich zur Breite und Länge sehr gering ist. Die ersten Flachglaserzeugnisse entstanden um die Zeitenwende [Glocker, 1992, S. 76]. Man kann drei sehr unterschiedliche Varianten der Erzeugung von flachem Glas nachweisen, deren erstes Auftreten zeitlich schwer einzugrenzen ist und die auch nebeneinander genutzt wurden.

Keine Bedeutung für die Produktion von Glasspiegeln hat das sogenannte „Mondglas“-Verfahren erlangt, mit dem man – neben flachen, sichelförmigen Glasscheiben (zu- oder abnehmender „Mond“) – die heute wieder nachgefragten Butzenscheiben erzeugte. Es handelt sich um ein kombiniertes Blas-Stauch-Schleuder-Verfahren, das zwar eine blanke Oberfläche der Scheiben ergab, aber (in Abhängigkeit vom Können der Glasbläser) zu unterschiedlichen Dicken der relativ kleinen Scheiben führte. Dass aber Scheiben mit nicht konstanter Dicke zu verzerrten Spiegelbildern führen würden, fand bereits Erwähnung.

Deshalb war für lange Zeit das einzige Verfahren zur Herstellung von Spiegelglas das Aufblasen von relativ langen Zylindern. Zunächst wurden durch Blasen birnenförmige Hohlkörper, die sogenannten Kübel, erzeugt, aus denen dann durch Schwenken und weiteres Blasen der Zylinder entstand. Der fertige Zylinder wurde durch Anritzen oder punktuellen Befeuchten (Schaffung einer Sollbruchstelle) und Abschlagen von der Glasmacherpfeife getrennt. Es schloss sich *sofort* die Weiterverarbeitung an. Vom dennoch kälter werdenden Zylinder wurde zunächst der gewölbte Boden durch Thermoschock abgesprengt. Es folgte die Blaskappe (ehemaliges Verbindungsstück zur Glasmacherpfeife). Die so entstandenen Rohre legte man auf eine temperaturbeständige, flache Unterlage. Anschließend wurde das Glasrohr der Länge nach aufgetrennt, auch Aufschneiden genannt. Das zuvor heiße Glas war mittlerweile so weit abgekühlt, dass die Herstellung einer flachen Scheibe aus dem gebogenen Rohrmantel eine nochmalige „Einwärmung“ desselben erforderte.

Damit das Glas für die Erzeugung einer flachen Scheibe wieder genügend fließfähig wird, muss es dabei auf Temperaturen oberhalb des Einfrier- oder Transformationsbereiches wiedererhitzt werden. Dabei handelt es sich um einen Temperaturbereich, in dem der Zustand des Glases vom spröde-elastischen bei Raumtemperatur in den viskosen, fließfähigen Bereich bei hohen Temperaturen übergeht, siehe [Spauszus, 1974, S. 49–50] und **Abbildung 4**.

Man geht davon aus, dass das Glas damals auf etwa 750 °C wiedererhitzt wurde [Glocker, 1992, S. 79]. Bei dem Spiegelglas handelt es sich um ein Alkali-Erdalkali-Silikatglas, dessen Erweichungspunkt (gemessen mit dem Littleton-Verfahren) nach [Nölle, 1997, S. 31] bei 730 °C liegt, was dem oben genannten Wert gut entspricht. Die dazugehörige Viskosität beträgt $10^{6,6}$ Pa · s. Sie

erlaubt eine Umformung. Da man damals weder die Temperaturskala in Grad Celsius anwendete noch entsprechende Messgeräte kannte, wird wohl der visuelle Eindruck des wieder glühenden, aufgeschnittenen Rohres im sogenannten Streckofen dafür ausschlaggebend gewesen sein, wann die Glasmacher mit dem Aufbiegen des Rohrmantels beginnen konnten. Bei der „richtigen“ Temperatur wurde er mit Werkzeugen aufgeklappt und auf der Unterlage abgelegt. Durch die Fließvorgänge (es handelt sich also nicht um eine elastische Verformung, wie gelegentlich fälschlich geschrieben wird) war es möglich, dass der gekrümmte Rohrmantel in eine flache Scheibe übergeht. Das wurde durch „Bügeln“ im Streckofen unterstützt. Wenn die zuvor hergestellte Glasschmelze eine

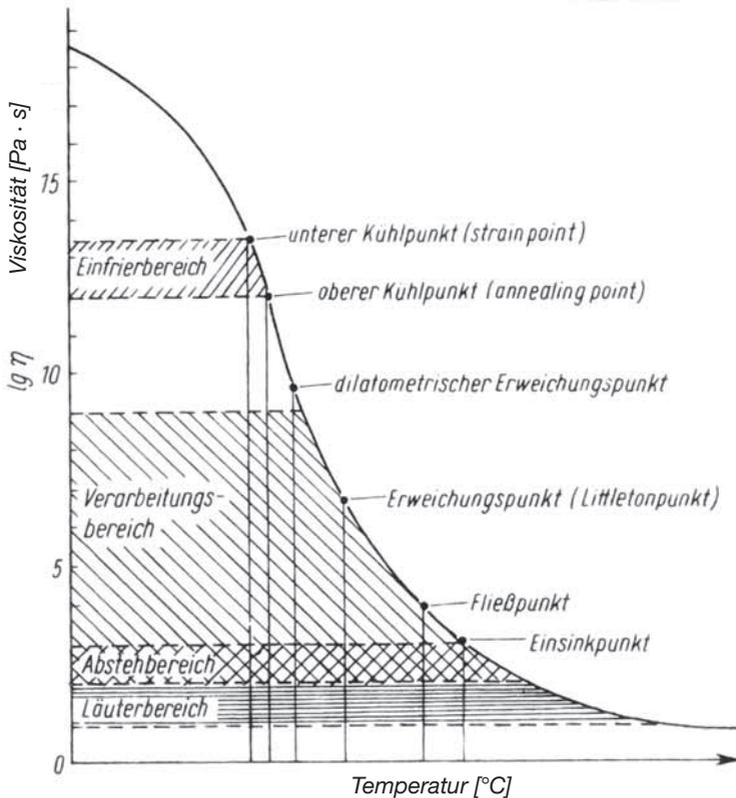


Abbildung 4: Viskositäts-Temperatur-Kurve eines beliebigen Glases (die Temperaturachse ist nur qualitativ dargestellt; $\lg \eta$ = Zehnerlogarithmus der dynamischen Viskosität), aus [Worch, Pompe und Schatt, 2011, Bild 3.27]

gleichmäßige Viskosität (häufig dargestellt durch die Temperaturverteilung, damals rein visuell durch die Intensität und den Farbort der Strahlung der Schmelze erfasst) aufwies, entstand eine Glasscheibe mit relativ konstanter Dicke. **Abbildung 5** zeigt eine historische Skizze des Verfahrens.

Die Flachglasscheibe war nach diesem Vorgang nicht durchsichtig. Warum? Die relativ raue Unterlage für das Strecken oder Bügeln des Glases führte dazu, dass sich diese auf der Unterseite der Glasscheibe als Negativ abbildete. Auf der oberen Seite musste man das Negativ der – meist verschlissenen – Sohlenflächen des „Bügeleisens“ in Kauf nehmen. Die mit diesem Verfahren erhaltenen

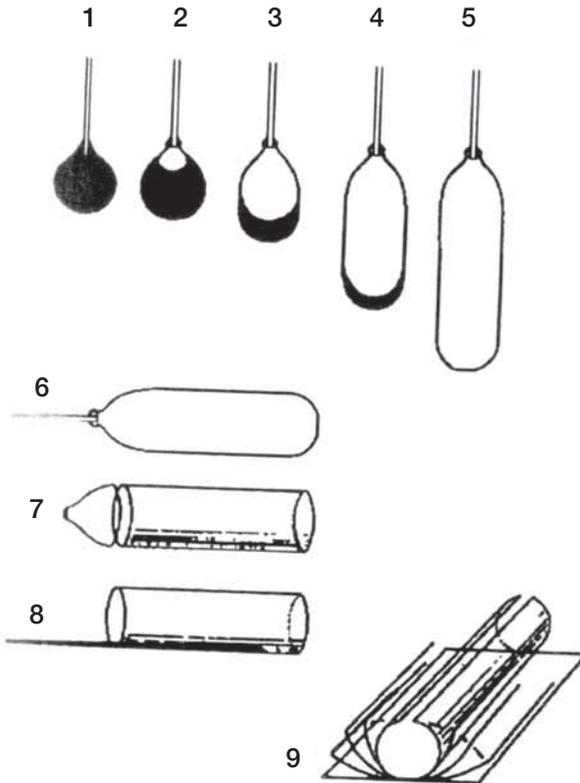


Abbildung 5: Zylinderblasen und Aufklappen zu einer Scheibe, aus [Glocker, 1992, Bild 104]: 1–3) Kühlblasen, 4–6) Zylinderformung, 7) Trennen des Zylinders von der Glasmacherpfeife und Absprengen des Bodens, 8) Absprengen der Blaskappe und Längsschnitt des Rohres, 9) Aufklappen des Rohres

Scheiben waren zwar relativ gleichmäßig dick, wiesen aber demnach eine raue und wellige (eher wie bei Mattglas) Oberfläche auf. An das „Bügeln“ schloss sich eine sehr langsame Abkühlung an, um spannungsfreie Scheiben zu erhalten. Sie wurden nun auf Fehler untersucht und unter „Herausschneiden“ der fehlerhaften Stellen in kleinere Scheiben getrennt. Da die Oberflächenrauigkeit und ggf. auch die Dickenkonstanz noch nicht den Forderungen an einen Glasspiegel entsprachen, schloss sich das Schleifen und Polieren an.

Eine etwas modifizierte Methode des Blasens von Spiegelglas, bei der der Zylinder noch oberhalb des Einfrierbereiches geöffnet wird, findet man in [Krünitz, 1833, Band 157, S. 295] beschrieben. Hier wird zuerst eine Kugel geblasen. *„Man schwenkt die Kugel zu einem Cylinder, den man von unten mit einem Meißel u. Schlägel öffnet, und die Scheere schneidet ihn vollends auf. Man trägt ihn auf einer eisernen Schaufel in den Kühlöfen, wo er glühend flach gedrückt wird und vierzehn Tage lang stille liegen bleibt, während man das noch immer gewölbte Glas mit einem Eisen, von der Gestalt eines Kleeblattes, so man in die Seiten einsteckt, von Zeit zu Zeit auf den Herd niederdrückt, und mit dem eisernen Rechen und Haken im Ofen weiter rückt.“* Aus dieser Schilderung folgt die Tatsache, dass der „Kühl“-Ofen zunächst selbst eine Temperatur von etwa den eben genannten 750 °C aufwies und dann erst – gemeinsam mit den Glasscheiben – langsam abgekühlt wurde.

Ob aber die Zylinder überhaupt weiterverarbeitet wurden, ergab sich bereits während der Bemusterung der noch orangerot glühenden, transparenten Glasschmelze während des Blasens. „Blitzer“ wiesen auf fehlerhaftes Glas hin. Die gesamte Schmelze eines „Hafens“ (damals etwa 100 kg Glas fassendes, tiegelartiges Schmelzgefäß, manchmal eckig, in der Regel aber rund, meist aus gestampftem Ton oder Schamotte bestehend) musste dann verworfen werden, was die Unternehmen finanziell schwer belastete. Daraus folgt, dass der Hüttenmeister, der für die Qualität der Glasschmelze verantwortlich war, hervorragende Kenntnisse bzw. praktische Erfahrungen besitzen musste. Er genoss hohes Ansehen. Trotzdem war es nicht zu umgehen, dass viele Schmelzen fehlerhaft waren, was entscheidend zu den hohen Preisen der damaligen Spiegel beitrug.

Die Probleme des durch Blasen, Schwenken, Aufschneiden und Aufklappen/Aufbiegen entstandenen Flachglases bestanden, wenn man von der häufig unzureichenden Glasqualität absieht, vor allem in ungleichmäßiger Dicke, rauer Oberfläche und – trotz allen Streckens – in einer sehr geringen Erzeugnisgröße. Es wurden in der Regel nur Spiegel mit einer maximalen Höhe von 50 Zoll (etwa 1¼ m) hergestellt. Manufakturen, die etwas auf sich hielten, sortierten jede Glasscheibe aus, die Bläschen enthielt.

Auch in Neustadt an der Dosse stellte man bis 1722 geblasene Spiegel mit all ihren Problemen her. Trotzdem wurden schon vorher Neuerungen eingeführt,

die zu einer besseren Spiegelqualität führten. Im Jahr 1696 wurde Jean Henri de Moor d. Ä. Teilhaber an der Manufaktur. Er sollte die aus der zu diesem Zeitpunkt schlechten Qualität und geringen Produktivität resultierende Unrentabilität des Unternehmens überwinden, zumal aus Frankreich und England bereits größere Spiegel mit besserer Qualität auf den Markt gekommen waren.

Die dortigen Produzenten nutzten eine andere Technik der Flachglasherstellung, die in ihren Anfängen bereits schon im „alten“ Rom nachgewiesen ist [Glocker, 1992, S. 76]. Es handelte sich um das Gießen der Glasschmelze auf eine temperaturbeständige Unterlage mit anschließendem Ausziehen zu einer flachen Scheibe. Ausgegossene Glasmenge, Gravitation, Begrenzung der Ausfließfläche, Viskosität (in Abhängigkeit von der Temperatur) und Oberflächenspannung bewirkten einerseits die Bildung einer flachen Scheibe und bestimmten andererseits deren mögliche Dicke und Gleichmäßigkeit. Als Unterlage wurden in der frühesten Zeit mit Wasser getränkte Holzbohlen verwendet, was durch Bildung von Wasserdampf an der Grenzfläche zur aufgegossenen Glasschmelze zu einer sehr glatten Oberfläche der – natürlich noch – relativ kleinen Scheiben führte. Erst seit dem Jahr 1688 [Glocker, 1992, S. 80] kamen in Paris möglichst gut polierte Metalltische (meist aus Bronze) als Gießunterlagen zum Einsatz. Sie waren extrem teuer und mussten etwa 20 Jahre halten. In der Spiegelmanufaktur in Neustadt an der Dosse wurden die Spiegelgläser zunächst nach wie vor geblasen und aufgeschnitten.

Um die Dicke der gegossenen Scheiben einzustellen, wurden anfänglich die eben beschriebenen Werkzeuge zum Auseinanderziehen der ausgeflossenen Glasmasse verwendet. Sie fanden ihre Ablösung durch Walzen. Die nun möglichen, relativ großen (ein ganz wichtiger Vorteil dieser Technik) und auch dicken Scheiben erforderten eine extrem langsame Kühlung, um Spannungen zu vermeiden. Das anschließende Schleifen und Polieren war mindestens so aufwändig, wenn nicht sogar mehr, als bei geblasenen Scheiben.

Die Gieß-Technologie kam, gekoppelt an ein neues Verfahren der anschließend erläuterten Spiegelbelegung, bereits um etwa 1500 auf Murano, einer Insel nahe Venedig, zur ersten technischen Blüte (in [Glocker, 1992, S. 97] findet man als genaues Datum der Erteilung eines Privilegs für die Nutzung des Verfahrens das Jahr 1507). Es gelang auch die Herstellung von Kristallglas-Spiegelscheiben, und sie konnten – bei entsprechender Bestellung – bis 2 m lang sein. „Venezianische“ Spiegel sind auch heute noch ein Begriff.

Sehr ausführlich kann man sich zur Historie der „Verfertigung der Spiegel“ im 242bändigen Technik-Lexikon von Krünitz informieren. Der entsprechende Abschnitt umfasst die Zeit vor 1833. Zuerst wurden die verwendeten Rohstoffe, deren Eigenschaften und das Vorschmelzen eines Teiles derselben zu einer Fritte beschrieben. Die damals verwendeten Methoden zur Herstellung eines bla-

senfreien Glases muten eher archaisch an. Heute werden in erster Linie die vom Verfasser des folgenden Zitats ebenfalls genannten Läutermittel (Salpeter, Arsenik usw.), die er aber als nicht unbedingt notwendig bezeichnete, verwendet, wobei man gleichzeitig die jetzt erreichbaren, höheren Schmelztemperaturen in Betracht ziehen muss. Der „Hafen“ zur Schmelze des Glases aus der Fritte und weiteren Rohstoffen war im konkreten Fall ein dreieckiger Topf aus weißbrennendem Ton. Die unerwartete Geometrie des Hafens erwies sich für das spätere Gießen als hilfreich. Der Schmelzofen hielt nur etwa ½ Jahr, was sich aus der geringen Qualität der feuerfesten Ausmauerung erklärt. Heute werden 10 Jahre angestrebt. Am Ende des Zitates folgt der Begriff „kalt“, worunter wahrscheinlich zu verstehen ist, dass die gegossene Scheibe nicht mehr rotglühend, aber durchaus noch etwa 500 °C heiß war, denn ein „freies“ Abkühlen bis auf Raumtemperatur würde zu extrem hohen Spannungen führen. Das folgende, die Vorgänge anschaulich beschreibende Zitat, das auch auf die Schwere der Tätigkeit der Glasmacher eingeht, kann nachgelesen werden in [Krünitz, 1833, Band 157, S. 288–290]:

„Das Hauptmaterial in den Spiegelfabriken zur Verfertigung des Spiegelglases ist weißer Kieselsand, wozu noch Salz, als Soda, Potasche oder Weinstein genommen wird, welche Salze aber gut gereinigt seyn müssen, wenn sie zur Masse genommen werden; denn wenn diese Reinigung nicht gehörig geschehen, so wirft das Glas im Schmelzen kleine Blasen, welche hernach den größten Fehler an der Spiegelwaare ausmachen. Da man aber, selbst bei aller nur möglichen Vorsicht, niemals vor diesem Fehler bei frischem Salze gesichert ist, so machen die besten Fabrikanten eine sogenannte Fritte, welche aus einem fast unfehlbaren Kieselpulver, mit dem Salze vermischt, besteht. Diese Fritte wird sorgfältig vor dem Staube bewahrt; man hält sie beständig an einem warmen Orte. Man läßt auch ein Paar Monate vergehen, ehe man sie gebraucht, so hat man wegen der Blasen wenig oder nicht zu befürchten.“

In der Venetianischen Spiegelfabrik auf der Insel Murano, wo man die schönen weißen Kiesel aus dem Flusse Ticino bekommt, reibt man zwei Centner Kiesel auf anderthalb Centner Salze zu einem ganz feinen, unfehlbaren Pulver, welches man viele Stunden in Calcinirofen röstet, und an warmen Orten vier Monate wohl verwahrt. Diese Fritte nimmt man nun zu dem Spiegelglase, und ist dann vor den Blasen im Glase gesichert. Man setzt auch gemeinlich noch Salpeter, Alaun, Borax und Arsenik hinzu, jedoch sind diese Spezies nicht so nothwendig, als die zuerst erwähnten. In Frankreich, welchem Lande man die Entdeckung der gegossenen Spiegel zu verdanken hat, die von einem Herrn Theward ausgeht, macht man das gegossene Spiegelglas aus gereinigtem, ausgelautem, gesiebtem Sodasalze, und sehr weißem, durch Seidensiebe geworfenem Sande.“

Der Ofen, worin die Masse, Fritte zu Spiegelglas geschmolzen wird, ... steht hier in seiner rechten Hitze, wenn 50 Klafter Holz verbrannt werden; zwei Männer im bloßen Hemde heizen ihn, und lösen sich alle sechs Stunden ab, und der Ofen, der in eins fortgeht, wird nach sechs Monaten eingerissen. Die Glastöpfe sind weiß, von Thon, dreieckig, und 3 Fuß hoch und 3 Fuß weit. Nach 36 Stunden gießt man das Geschmolzene aus, welches vorher in Schmelztöpfen vorgeschmolzt wurde. Die drei Kerben an den Glastöpfen passen in die Seiten der eisernen Karre, deren Schwanz oder Zange den Topf umspannt, und eine Kette hält den Topf. Man gießt die untersuchte Materie in eine kleine irdene abgewärmte Kufe, die man auf der eisernen Karre an die Gießtafel hinzieht.

Die Metalltafel, auf welche man den Spiegel gießt, ruht auf einem hölzernen Tischgestelle, und macht mit dem Ofenherde eine gerade Linie aus; auf derselben befinden sich zwei Leisten oder Lineale von Eisen, von der Dicke des Spiegels. Die Kufe oder der Topf, den zwei Eisenstangen umspannen, hängt indessen in einem Kranichzuge, der in der Wand fest ist, und wenn man eine Metallwalze, die 1 Fuß dick und 5 Fuß lang ist, auf die eisernen Leisten ansetzt, so gießt man neigend den Topf auf die Tafel aus und läßt die Walze über das heiße Glas gegen den Kühllofen zu fortlaufen, zieht sie wieder zurück, und die offenen Enden der Tafel lassen das Ueberflüssige in Tröge voll Wasser ablaufen. Ein dickes Packtuch deckt das Gesicht und den Leib der Spiegelgießer wider das Spritzen. Die Aufseher der Spiegelhütte besichtigen nun den Guß, man schneidet die Bläschen für kleinere Spiegel heraus, und wenn der Spiegel kalt ist, so schiebt man denselben auf einer langstieligen eisernen Harke in den Kühllofen, wo er vierzehn Tage in dem verklebten Ofen liegen bleibt.“

Diese Technik wurde, beginnend in Murano ab etwa 1500, über einen Zeitraum von 250 Jahren Schritt für Schritt überall in Europa, also auch im Spiegelwerk in Neustadt an der Dosse, eingeführt.

Es war notwendig, die spannungsfrei gekühlten Glasscheiben anschließend zu schleifen. Dazu kittete man die Scheiben auf ein drehbares Bett aus weichem Gips [Glocker, 1992, S. 82] und schliiff nacheinander mit grobem, mittlerem und feinem Korn. Danach war sie zwar gleichmäßig dick, aber durch die beim Schleifen entstandenen Kratzer nach wie vor nicht durchsichtig. Man musste sie polieren. Dazu streute man auf die Scheiben sehr feinen, gesiebten Sand und rieb diesen mit einem in der Hand liegenden Brett aus weichem Holz so lange in ungleichmäßigen Drehbewegungen auf der Scheibe, bis diese durchsichtig wurde. Anschließend behandelte man die zweite Seite. Die genaue Beschreibung dieses Vorgangs kann man auch in [Baptista della Porta, 1589] nachlesen.

• Belegung der Spiegel mit Amalgam

In der früheren Zeit erfolgte die Belegung der Glasscheiben mit einer metallischen, spiegelnden Fläche in einem gesonderten Betrieb. Durch den Transport zwischen – wir würden heute sagen – Glashersteller und Glasverarbeiter ließ sich unter damaligen Bedingungen eine Verschmutzung nicht vermeiden.

Die Scheiben wurden also vor der Belegung zuerst gereinigt, was mit Wasser und anschließendem Abwischen geschah. Wir wissen aber heute [Scherge, 2000], dass trotz des Abwischens (Trocknens) eine etwa 3 Moleküllagen starke Wasserschicht an der Oberfläche der Scheiben haften bleibt. Weiterhin ist mittlerweile bekannt [Dunken, 1981], dass Wasser an der Glasoberfläche Reaktionsschichten bildet, wobei die Alkali-Kationen ausgelaugt werden und sich eine wenige nm (millionstel mm) dicke, hydratisierte SiO_2 -Gelschicht bildet. Sie spielte bei der Spiegelbelegung wahrscheinlich eine wichtige Rolle, ohne dass man damals den Haftmechanismus näher untersucht oder verstanden hätte. Die Spiegelbelegung war ein lediglich auf der Erfahrung basierender, rein handwerklicher Vorgang.

Ursprünglich bestanden die spiegelnden Flächen aus Zinn-, gelegentlich auch aus Silberfolien, die zur damaligen Zeit manuell durch ständiges, sehr aufwändiges Schlagen auf ein Stück der relativ weichen Metalle Zinn oder Silber gewonnen wurden und die man durch vorsichtiges Hämmern adhäsiv auf der Glasscheibe anheftete. Die Technik ist im 13. Jahrhundert auf Murano nachgewiesen [Gläser, 1999, S. 239]. Der Nachteil bestand in der geringen Haftfestigkeit der Metallfolie. Der Sauerstoff der Luft oder auch Wassermoleküle konnten durch Diffusion in die Grenzfläche zwischen Spiegelglas und Metall eindringen, das Metall oxidieren bzw. hydratisieren und es so ablösen. Die Spiegel erblindeten.

Der entscheidende Fortschritt wurde durch die Spiegelbelegung mit *Amalgam* erreicht, was in Ansätzen schon früher in Deutschland und Flandern bekannt gewesen sein soll, aber wozu erst im Jahr 1507 durch den Rat von Venedig den Spiegelmachern auf Murano ein Patent erteilt worden ist [Glocker, 1992, S. 97].

Dieses Amalgam besteht aus einer Silber/Quecksilber-Legierung und wird wegen des Quecksilberanteils heute kaum noch verwendet. Das schon bei Raumtemperatur flüssige Metall Quecksilber ist in der Lage, Silber in sich zu lösen, wobei eine formbare Paste entsteht. Sie wird (heute nur noch gelegentlich) vom Zahnarzt in das mehr oder weniger geometrisch unregelmäßige Loch gedrückt, füllt es durch seine Formbarkeit völlig aus und erhärtet sehr schnell unter Bildung einer Legierung. Dieses Amalgam geht mit dem Zahn keine chemische Verbindung ein, sondern die Plombe hält lediglich durch einen Formschluss.

Aus [Holleman und Wiberg, 1960, S. 478] kann man entnehmen, dass sich in dem flüssigen Quecksilber außer Silber auch Zinn, Kupfer, Aluminium, Natrium sowie Kalium lösen und dabei ebenfalls eine Amalgam-Legierung bilden können. Auf S. 383 schreiben dieselben Autoren, dass im Quecksilber/Aluminium-Amalgam die Quecksilberatome beim Kontakt mit Luft nicht oxidieren, statt dessen aber die Aluminiumatome umso mehr. Auf der Oberfläche eines amalgamierten Aluminiumbleches bilden sich deshalb regelrechte Fäserchen aus weißem Aluminiumoxid. Wenn wir die Beobachtungen an Quecksilber/Aluminium-Amalgam auf das Quecksilber/Zinn-Amalgam, mit dem die Spiegel belegt wurden, übertragen, führt das relativ edle Metall Quecksilber zur hervorragend reflektierenden Spiegelbelegung, das Zinn aber oxidiert und ist damit in der Lage, mit dem ausschließlich aus Oxiden und, wie zuvor schon erläutert, an der Oberfläche auch aus Hydroxiden (Gelschicht) bestehenden Glas eine gut haltbare Bindung einzugehen. Die Spiegel erblindeten nicht mehr so leicht.

Die Technik des Belegens der Gläser mit Amalgam änderte sich über die Jahrhunderte erheblich. Die älteste Beschreibung ist wieder [Baptista della Porta, 1589] zu entnehmen. Die Übersetzung aus dem Italienischen erfolgte 1713 durch Christian Peganium aus Nürnberg und war wahrscheinlich auch in der Manufaktur in Neustadt an der Dosse bekannt:

„Nun wollen wir auch lehren / Die gläsernen flachen Spiegel zu gründen und zu belegen. Wann nun die gläserne oder crystallene Spiegel nun recht flach und eben gemacht sind / so macht der Meister ein Blechlein von Zinn / welches eben so groß ist als der Spiegel / und ganz eben und dünn / alles auf fleissigst als er kan. ... Über dieses Blätlein nun muß man Quecksilber mit einem Hasen-Fuß aufstreichen / daß das ganze Blätlein einem Silber gleich sieht: Und wann man nun mercket / daß er auf der Fläche wohl kleibet / so legt man auf das Blätlein ein reines weißes Papier / und den Spiegel drauf / den man aber vorher mit einem leinenen Tuche wohl abwischen und säubern muß; dann wann er mit den Händen betastet würde / so würde das Blätlein nicht daran kleben bleiben. Dann muß man mit der linken Hand den Spiegel wohl aufdrucken / mit der rechten aber das Papier drunter wegziehen / daß also das Blätlein sich an allen Orten wohl anlege: Hernach legt man etwas schweres darauf / und läßt es etliche Stunden also liegen.“

Die Vorstellung von einer historischen Spiegelbeleganlage vermittelt **Abbildung 6**.

Die Abdeckung der zunächst separat hergestellten Amalgamschicht mit Papier, das dann zwischen Spiegelschicht und Spiegelglas unter leichtem Ankippen desselben weggezogen wurde, hatte den Sinn, Lufteinschlüsse in der Grenzschicht zu verhindern. Weitere Methoden zur damaligen Spiegelbelegung kann man in [Krünitz, 1833, Band 157, S. 301–304] nachlesen.

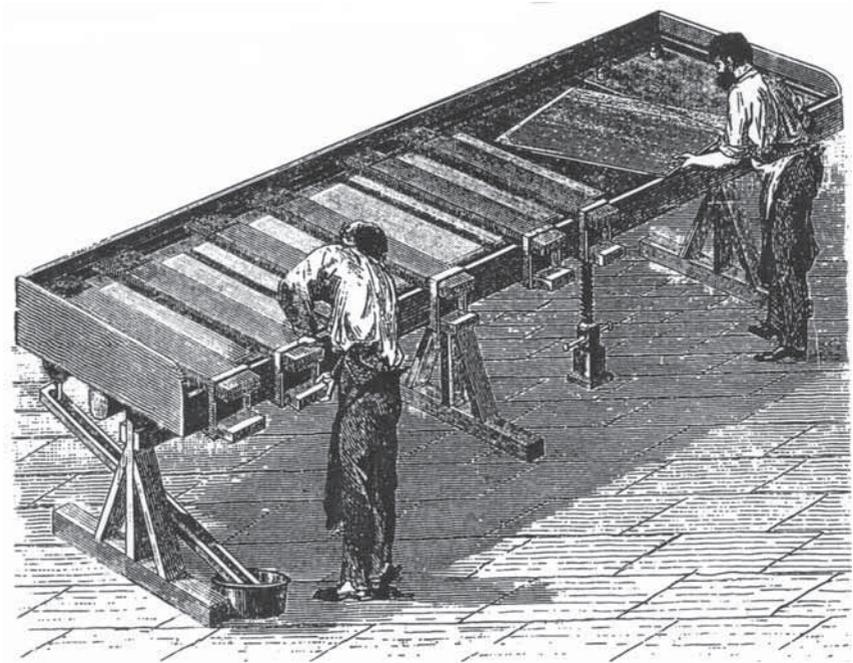


Abbildung 6: Anlage zur Belegung von Spiegelglas mit einer Zinnfolie und flüssigem Quecksilber mit dem Ziel der Bildung von Amalgam, aus [Glocker, 1992, Bild 122]

Spiegelherstellung in der Manufaktur in Neustadt an der Dosse

Die Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ist in Frankreich und Deutschland, wie bereits gesagt, dadurch gekennzeichnet, dass die Herstellung von Spiegelglas und dessen Belegung in getrennten Manufakturen erfolgten. Auf die dadurch entstehenden Probleme des Transports und von Verschmutzungen wurde ebenfalls bereits verwiesen.

Abraham Thevart (im Lexikon von [Krünitz, 1833] Theward geschrieben) erhielt 1688 vom französischen Hof den Auftrag, die Spiegel viel größer als bisher herzustellen [Poppe, 1811, S. 351]. Die Spiegelgießerei, die sich zuerst in Paris befand (es handelte sich um eine Gründung, die auf Veranlassung von Colbert 1665 unter dem Namen „Compagnie des Glaces“ erfolgte), wurde 4 Jahre später, also 1692, „... nach St. Gobin, einem Schlosse in der ehemaligen Picardie ...“ verlegt. Die Manufaktur bildete die Grundlage für den ältesten, noch heute weltweit agierenden Glaskonzern Saint Gobain. Hier wurde erstmals das Gie-

Ben, Kühlen, Schleifen/Polieren und Belegen an *einem* Standort durchgeführt.

In diesem französischen Unternehmen dürfte bis 1685 auch Jean Henri de Moor (1645 –1722) tätig gewesen sein. Er eignete sich wahrscheinlich dort Kenntnisse in der Spiegelfertigung (Glasherstellung und –belegung) an. Er gehörte der reformierten Konfession an. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Louis XIV. musste de Moor Paris verlassen. Basierend auf seinen Kenntnissen, gründete er im selben Jahr, also 1685 noch vor der Erfindung durch Thevart, in Kopenhagen eine Spiegelfabrik, die Produkte sehr guter Qualität herstellte. Im gleichen Jahr erließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1640–1688), besser bekannt als der Große Kurfürst, das Edikt von Potsdam, auf dessen Basis in den Folgejahren zahlreiche Hugenottenfamilien in das Land kamen, so auch Jean Henri de Moor, nun der Ältere genannt, mit seinem Sohn Jean Henri de Moor, der Jüngere, (1674–1733). Der Vater de Moor unterschrieb am 26. April 1696 mit Minister Danckelmann einen Vertrag, den dieser im Auftrag von Kurfürst Friedrich III. (1688–1713, ab 1701 König in Preußen) mit ihm geschlossen hatte, der ihn zum Teilhaber an der Spiegelmanufaktur in Neustadt an der Dosse und deren Direktor machte [Schmidt, 1914, S. 121].

Die Spiegelhütte war 1686/87 erbaut worden; 1687 erfolgten erste Anstellungen und 1688 die Vereidigung wichtiger Mitarbeiter (z. B. der Spiegelmeister William Bailly und Johann Georg Gundelach) [Wallert, 2007, S. 6]. Die Basis für die Herstellung des Flachglases bestand im bereits genannten Blasen von Walzen, Aufschneiden derselben und Verstrecken, wodurch die Größe der Spiegel begrenzt war. Der Standort für die Hohlglas-Hütte, in der gemäß des angewendeten Verfahrens auch das Flachglas produziert wurde, befand sich auf dem sogenannten Rübehorst [Schmidt, 1914, S. 121]. Die Belegung der Spiegel erfolgte im Spiegelwerk auf dem Spiegelberg [Schmidt, 1914, S. 122]. Es wurde also noch die alte Fertigungsmethode mit Glasherstellung und Spiegelbelegung in getrennten Manufakturen angewendet. Um den Absatz der Spiegel zu unterstützen, erließ der Kurfürst von Brandenburg 1692 das Edikt, „... nach dem das Neustädter Glas gegen Erlegung des Zolles in die Kurmark eingeführt werden durfte ...“ [Bratring, 1799, S. 530 ff.] Trotzdem ging die Fertigung in der Glashütte auf dem Rübehorst ein, bald darauf lag auch das Spiegelwerk still.

Beide Betriebe wurden erst 1695 wieder in Betrieb genommen. Im gleichen Jahr erließ Kurfürst Friedrich III. „... ein Edikt zu gunsten der Hütte ..., wodurch die Einfuhr fremden Spiegel- und Kutschenglases verboten wurde.“ [Mylius, 1755, Spalte 579] Gleichzeitig war der Kurfürst um die Anwerbung ausländischer Fachleute bemüht, zu denen 1696 Jean Henri de Moor, d. Ä., gehörte. Er war, wie schon gesagt, mit den Methoden der Spiegelglasherstellung durch Blasen bestens vertraut, kannte aber noch nicht aus eigenem Erleben die von Thevart nun auch in Frankreich eingeführte Technik des Glasießens mit an-

schließendem Walzen. Er organisierte – deshalb noch auf der Basis des Blaserverfahrens – die Spiegelherstellung in Neustadt an der Dosse um. Wie eh und je wurde auf dem Rübhorst weiterhin Hohlglas (Trinkgläser, Fläschchen u.a.) für den täglichen Bedarf (also kein Spiegelglas mehr) produziert. Auf dem Spiegelberg dagegen entstand ein Spiegelwerk mit zwei Glasschmelzöfen, der eine mit französischem, der andere mit deutschem Personal und mit integrierter Spiegelbelegung als wichtige technische Neuerung. Die produzierten Spiegel waren von besserer Qualität als die übrigen in deutschen Ländern hergestellten. In [Poppe, 1811, S. 356] kann man lesen: *„Eine berühmte Spiegelfabrik befindet sich seit länger als hundert Jahren zu Neustadt an der Dosse in der Mittelmark.“*

Zu erwartende Reibereien ergaben sich zwischen den „alten“ deutschen mit ihren traditionellen Erfahrungen und den „neuen“ französischen Arbeitern mit ihren modernen Methoden. Um größere Auseinandersetzungen durch den direkten Kontakt der Glasmacher aus beiden Ländern zu vermeiden, lief 1696 immer nur *ein* Glasschmelzofen, während der andere repariert wurde. Und auch sonst gab es mehr als genug Dinge, die geklärt werden mussten. Schon deshalb gab Kurfürst Friedrich III. Anweisungen, wie man sich verhalten muss (wenn notwendig mit Zwang), um stets Spiegel guter Qualität und großer Menge bei geringen Kosten herstellen zu können. Das „Reglement und Ordnung – Am 17. November 1696 von Kurfürsten Friedrich III. erlassen und unterschrieben für die Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse“ gibt einen Einblick in die detaillierten Festlegungen. Es folgen zwei Auszüge [Abschrift durch Carl Schumann, 1798, und Förderverein, 2007]:

„Die Spiegelblaßmeister sollen gehalten sein und wird ihnen hiermit ernstlich befohlen, sich sobald in der Hütte einzufinden als sie von dem Einsetzen der Materialien werden aditirt und zur Arbeit berufen sein: sie haben als dann die Botmäßigkeit und Regierung der Hütte zu übernehmen und nach dem befehl des Direktors ihre Arbeit anzufangen, jedoch soll anjetzo der Direktor die Arbeit nach der Billigkeit ordiniren und aufgeben, die Spiegelblaßmeister hingegen über ihre Leute und zwar ein jeder über die seinige zu gebieten und dieselbe solcher gestalt bei der Arbeit zu gebrauchen haben, wie es jedem selbst gut dünkt, daneben sollen auch die gedachten Spiegelblaßmeister nach ihrem besten Wissen und Verstande nebst ihrem Leuten arbeiten, gute tüchtige Spiegelgläser blasen und für die sich etwa hervorthuende Fauten stehen.“ [Förderverein, 2007, S. 2] Die Ordnung folgt somit bereits 1696 dem heute so wichtigen Subsidiaritätsprinzip und der eigenen Verantwortung für die Qualität der Erzeugnisse.

„Die Schleif und Poliermeister auch die Spiegelbeleger sollen auch gehalten sein, die Gläser aus dem Magazin zu empfangen, darüber richtige Rechnung zu halten, und aber dieselben Gläser in eben der Anzahl wieder zu liefern. Wenn

auch, wie oft ohne einiges Versehen geschehen kann, in dem Gips Gläser zerspringen, so wollen Sn. Kurfürstl. Durchl. absolut, daß die Meister solche zersprungenen Gläser, ohne dieselben zu verschneiden, zu verstellen oder zurück zu halten, ins Magazin wieder zurückliefern, und sollen diejenigen so diesem nicht nachkommen werden, nach Verdienst ernstlich bestraft werden.“ [Förderverein, 2007, S. 4] Hier ging es also um ordentliche Buchführung und Ehrlichkeit.

Zur technischen Unterstützung holte sich Jean Henri de Moor d. Ä. den viel jüngeren Johann Heinrich Colomb (1695–1759) nach Neustadt an der Dosse. Er war parallel zu Jean Henri de Moor d. J. tätig, der wahrscheinlich seit 1711 als Mitdirektor neben seinem Vater fungierte. In seinem Testament 1732 schrieb Jean Henri Moor d. J., dass ihn Johann Heinrich Colomb mehr als 10 Jahre in Betrieb und Direktion der Manufaktur unterstützt habe, die dieser 1733 erbt. Johann Heinrich Colomb leitete das Unternehmen bis 1741 [Schmidt, 1914, S. 123, und Wallert, 2007, S. 15]. In die Zeit der Tätigkeit von Jean Henri de Moor, d. J., und von Johann Heinrich Colomb fiel die Umstellung der Fertigung in der Spiegelmanufaktur Neustadt an der Dosse vom Blasen und Aufschnitten auf das Gießen und Walzen des Spiegelglases, was vor allem dazu führte, dass deutlich größere Spiegel vor allem für fürstliche Schlösser hergestellt werden konnten. Das Unternehmen florierte.

Wie in Neustadt an der Dosse im Detail produziert wurde, kann man einem 1798 veröffentlichten Artikel [Anonymus, 1798] entnehmen. Sein Verfasser ist nicht bekannt, nur der Ort und der Zeitpunkt der Veröffentlichung. Aus der Identität der Jahreszahl und der exakten Insiderkenntnisse kann man aber folgern, dass es sich um den bereits für die Abschrift von „Reglement und Ordnung - ...“ genannten Carl Schumann handelt. Er beschrieb die Betriebsabläufe im Detail so hervorragend, dass eine Formulierung mit heutigem Vokabular weit weniger anschaulich ausfallen würde. Obwohl der Bericht aus dem Jahre 1798 stammt, dürfte sich der Prozess der Spiegelherstellung wahrscheinlich bereits um 1730 in Neustadt an der Dosse wie hier beschrieben abgespielt haben:

„Der Umfang der Fabrikgebäude ist ganz ansehnlich: sie liegen dicht an der Dosse. Gegenwärtig sind zwei Oefen vorhanden, welche ununterbrochen [das ist also ein Unterschied zur Aussage in dem „Reglement und Ordnung ...“ von Kurfürst Friedrich III. aus dem Jahre 1696] geheitzt werden. In jedem Ofen stehen vier Hafnen, um jedes Mal eben so viel 100zollige Spiegel davon zu gießen. Alle 50 bis 56 Stunden geschieht ein Guß. Die Bestandtheile der Spiegel sind hier, wie überall, weißer Kiessand, Potasche, Arsenik, Salpeter und Kreide. Diese müssen vorher gut zerstoßen, gepülvert und gereinigt werden, ehe sie zum Fluß kommen; aus dem Verhältniß der Bestandtheile macht man ein Geheimniß, warum, weiß ich nicht. Das Spiegelglas selbst fällt etwas ins Gräuliche, und

ist dem Auge angenehm. Vor einiger Zeit wollte Jemand eine neue und bessere Masse liefern, die Probe fiel aber äußerst schlecht aus.

Die Glasmasse muß in dem Hafem (einem vierkantigen thönernen Gefäße) etwa 66 Stunden bei hellem und starkem Feuer glühen [es gab noch keine Temperaturmessung!]. So bald man sich durch eine Probe überzeugt hat, daß das Glas vollkommen gar ist, d.h. keine Blasen mehr wirft, so langen die Arbeiter mit eisernen Haken und Hebeisen jeden Hafem aus dem Ofen heraus, setzen ihn auf einen kleinen Rollwagen, und führen ihn bis zur Metalltafel, wo der Spiegel gegossen werden soll. Diese Tafel besteht aus Glockenguß [einer Art Bronze], hat eine Länge von 120 Zoll, und eine halb so große Breite; ihre Dicke beträgt 3 bis 4 Zoll. Sie ruht auf einem völlig horizontalen Fuße, und lehnt sich mit einer schmalen Seite an den Kühlofen. Sie wird auf allen Seiten mit beweglichen Linealen von Metall begränzt, die etwa vier Linien stark sind, denn so dick werden hier die Spiegel gegossen. Das Rechteck, welches diese Lineale einschließen, bestimmt die Länge und Breite des Spiegels. Auf der Tafel liegt dicht an dem Kühlofen eine starke metallene Walze, die sich durch Kurbeln fortbewegen läßt; sie muß, so wie die Tafel und die Lineale, 10 Stunden lang vorher durch glühende Kohlen gut erwärmt, und dann von Asche und Staub völlig gereinigt werden. Vermittelst einer starken Winde, deren Arm sich im Kreise herum drehen läßt, wird der Hafem über die Tafel gehoben und durch eiserne Ketten festgehalten, bis der Aufseher den Befehl giebt, ihn umzukippen und auf die Tafel auszuleeren. Langsam wälzt sich die glühende Masse über die Tafel hin, und wird mit der Metallwalze überall hin verbreitet und geebnet. Fürs Auge ist dieß eins der schönsten und seltensten Schauspiele, welches durch die feierliche Stille, die überall herrscht, noch mehr gehoben wird. Darauf werden die Lineale weggenommen, die überfließende Glasmasse fortgeschafft, und der Spiegel ist fertig gegossen. Zwei Personen schieben ihn alsdann vermittelst eines Instruments in den anstoßenden Kühlofen, der, so bald er die gehörige Anzahl von Spiegeln aufgenommen hat, verschlossen, und erst nach einer siebentägigen Feuerung, die immer schwächer ist, geöffnet wird. Die Spiegel werden behutsam herausgenommen und in einer finstern Stube gehörig geprüft, ob sie von Blasen und andern Fehlern frei sind. Die Blasen springen in der Finsterniß sehr leicht hervor und fallen in die Augen [die technische Optik spricht heute von Dunkelfeldererkennung]. Es ist äußerst selten, daß ein großer Spiegel ganz fehlerfrei befunden wird; die kleinen Flecken übersieht man, wo aber große Blasen sich zeigen, da macht man in der Länge oder Breite einen Schnitt durch, und zerschneidet so den Spiegel in 10, 12 oder auch mehrere Stücke.

Jedes Stück kommt nun auf die Schleifmühle, welche durch die Dosse in Bewegung gesetzt wird. Der Bau derselben ist bekannt; das Schleifen selbst geschieht dadurch, daß ein Spiegel horizontal festgeküttet, und ein anderer in ei-

nem mit Steinen beschwerten Kasten gleichfalls festgekütteter darauf hin und her geschoben wird. Um das Schleifen desto schneller zu bewerkstelligen, streut man fein gesiebten und angefeuchteten Sand zwischen die Glasscheiben. Wenn beide Seiten der Scheiben glatt geschliffen sind, so kommen sie auf die Polirmaschine, welche im zweiten Geschoß des Gebäudes ist, und gleichfalls von der Dosse [gemeint ist das Flüsschen] in Bewegung gesetzt wird. Das Verfahren beim Poliren ist übrigens einerlei mit dem Schleifen, nur mit dem Unterschiede, daß hier ein mit Schmergel bestrichener Filz auf der Glastafel hin und her geschoben wird. Die etwanigen Fehler der Maschine verbessern Menschenhände. Durch diese wird auch die übrige Schleiferei verrichtet, welche keine Maschine machen kann. ...

In einem besondern Zimmer werden die Spiegelgläser mit der Folie belegt. Diese ist bekanntlich weiter nichts, als dünn geschlagenes feines Zinn, entweder aus England oder Malacca. Das Schlagen geschieht vermittelt eines starken hölzernen Hammers in einem abgesonderten Hause. Das Belegen der Spiegel ist leicht. Die völlig zugerichtete Folie wird auf einen horizontalen Tisch ausgebreitet und mit Quecksilber übergossen; der Arbeiter schiebt von der Seite her die Spiegeltafel in das Quecksilber hinein, und beschwert sie gehörig mit Gewichten. Nach Verlauf einer bestimmten Zeit hat sich die Folie mit dem Glase verbunden. Um zu verhüten, daß keine Luftblasen sich unter das Glas schleichen [hier die damals gebräuchliche doppelte Verneinung], legt man einen Streifen starken Papiers von der Seite des Tisches an, wo man die Glastafel ins Quecksilber hinein schiebt. Es ist bekannt, daß die Arbeiter im Quecksilber nach wenigen Jahren ihre Gesundheit einbüßen; sie werden daher besser als die übrigen bezahlt und von der Fabrik unterstützt, wenn sie nicht mehr arbeiten können. ...“ [Anonymus, 1798, S. 439-442]

Das Denken und Handeln im Hause Colomb dürfte nachhaltig durch die Vorgänge in und um die Spiegelmanufaktur geprägt worden sein: Technische Prozesse, Einkauf und Transport von Rohstoffen, Absatz der Spiegel, Reparaturen, Probleme mit der Belegschaft, letztendlich ganz allgemein das Geld. Daraus resultierte eine eher rationale Einstellung zu den Dingen des Lebens von Marie Elisabeth von Humboldt, die die Erziehung von Wilhelm und Alexander beeinflusste.

Quellen:

Anonymus 1798

Anonymus: *Die Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse*; Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung, Kunst und Mode; Verlag Gleditsch: Leipzig, Band 14, 8. Juni 1798, S. 438-448

Baptista della Porta, 1713

Baptista della Porta, Giovanni: *Magia Naturalis*; (1589); übersetzt von Christian Paganium: *Magia Naturalis – Hauß-, Kunst- und Wunder-Buch*, Nürnberg (1713)

Bliedtner und Gräfe, 2008

Bliedtner, Jens und Gräfe, Günter: *Optiktechnologie; Grundlagen – Verfahren – Anwendungen – Beispiele*; Fachbuchverlag: Leipzig (2008)

Bratring, 1799

Bratring, F.W.A.: *Die Grafschaft Ruppini*; Berlin (1799)

v. d. Burg, 2012

v. d. Burg, Udo v. d.: *Eine Spur zu Marie Elisabeth von Humboldt – die Parochialkirche in Berlin*; in: Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Humboldt-Gesellschaft 1962 – 2012; TZ-Verlag: Roßdorf; ISBN 978-3-940456-45-7. S. 77 – 83. (2012)

Burg, 2013

Burg, Udo v. d.: *Marie Elisabeth von Humboldts Vorfahren – eine genealogische Skizze*; in: 30. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft; TZ-Verlag: Roßdorf; ISBN 978-3-940456-56-4, S. 85–98 (2013)

Dunken, 1981

Dunken, Helga Hildegard: *Physikalische Chemie der Glasoberfläche*; VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie: Leipzig (1981)

Förderverein, 2007

Förderverein zur Erhaltung des Gaswerkes in Neustadt (Dosse): *Reglement und Ordnung – Am 17. November 1696 von Kurfürsten Friedrich III. erlassen und unterschrieben für die Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse*; Eigenverlag: Neustadt (2007)

Gläser, 1999

Gläser, Hans Joachim: *Dünnschichttechnologie auf Flachglas*; Verlag Karl Hofmann: Schorndorf (1999)

Glocker, 1992

Glocker, Winfrid: *Glas – Technikgeschichte im Deutschen Museum*; Verlag C.H. Beck: München (1992)

Grimsehl, 1962

Grimsehl: *Lehrbuch der Physik*, III. Band: *Optik*, 14. Aufl.; hrsg durch W. Schallreuter; B.G. Teubner Verlagsgesellschaft: Leipzig (1962)

Hammer und Teicher, 2009

Hammer, Christian und Teicher, Peter: *Die Parochialkirche zu Berlin*; Deutscher Kunstverlag: München (2009)

Holleman und Wiberg, 1960

Holleman, A. F., und Wiberg, Egon: *Lehrbuch der anorganischen Chemie*, 47.-56. Aufl.; Walter de Gruyter & Co: Berlin (1960)

Krünitz, 1833

Krünitz, Johann Georg: *Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung in 242 Bänden von 1773 -1858*, Band 157; Verlag J. Paulis Witwe (1833)

Mylius, 1755

Mylius, Christian Otto: *Repertorium Corporis Constitutionum Marchicarum*, Berlin und Halle (1755)

Nölle, 1997

Nölle, Günther: *Technik der Glasherstellung*, 3. Aufl.; Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie: Stuttgart (1997)

Poppe, 1811

Poppe, Johann Heinrich Moritz von: *Geschichte der Künste und Wissenschaften, Achte Abtheilung; Geschichte der Naturwissenschaften, IV. Geschichte der Technologie*; Johann Friedrich Röwer-Verlag: Göttingen (1811)

Scherge, 2000

Scherge, Matthias: *Technische und biologische Mikrotribologie*; Habilitationsschrift, Technische Universität: Ilmenau (2000)

Schmidt, 1914

Schmidt, Robert: *Brandenburgische Gläser*: Berlin (1914)

Spauszugs, 1974

Spauszus, Sigmar: *Werkstoffkunde Glas*; VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie: Leipzig (1974)

Wallert, 2007

Wallert, Hans Joachim: *Spiegelberg – Spiegelmanufaktur. Kleine Geschichte zur Ausstellung im Gaswerk Neustadt/Dosse*; mit Unterstützung des Fördervereins zur Erhaltung des Gaswerks Neustadt (Dosse); Eigenverlag: Neustadt an der Dosse (2007)

Worch, Pompe und Schatt 2011

Worch, Hartmut; Pompe, Wolfgang und Schatt, Werner: *Werkstoffwissenschaft*, 10. Aufl.; Wiley-VCH Verlag: Weinheim (2011)

Reale und imaginäre Reisen in Neue Welten. Musikalische Zeitausflüge und Kartografien in der lateinamerikanischen Musik des 20. und 21. Jahrhunderts¹

VON DANIELA FUGELLIE

Das Ensemble Iberoamericano brachte am 6. Mai 2012 anlässlich des 50. Geburtstages der Humboldt-Gesellschaft in Berlin folgendes Programm zu Gehör:

Georg Friedrich Händel (1685–1759), „Meine Seele hört im Sehen“, aus: *Neun Deutsche Arien* HWV 202–210 (1724–1727) für Sopran, ein obligates Instrument (Violine, Oboe oder Traversflöte) und Basso continuo

Mario Lavista (*1943, Mexiko), *Marsias* (1982) nach der gleichnamigen Kurz-erzählung von Luis Cernuda für Oboe und acht Kristallgläser

Heitor Villa-Lobos (1887–1959, Brasilien), Lieder aus *Canções Típicas Brasileiras* (1919–1935) für Gesang und Klavier:

O' Pallida Madona. Modinha antiga

Estrella é lua nóva. Canto fetiche de Macumba

Nozani-ná. Canto dos índios Paricis da Serra do Norte

Papae Curumiassú. Canção de rêde entre os Caboclos do Pará

Xangô. Canto fetiche de Macumba

Ramón Gorigoitia (*1958, Chile), *Indómito. Homenaje a Ignacio Domeyco* (2002) für Altistin, Klarinette, Violine, Cello und Klavier

Ernesto Nazareth (1863–1934, Brasilien), Bearbeitungen von Sergio Pontes (Ensemble Iberoamericano) für Violine, Oboe / Englischhorn und Klavier:

Garoto

Reboliço

Brejeiro

¹ Der vorliegende Aufsatz basiert auf der Konzeption und Moderation des Konzertes, das vom Ensemble Iberoamericano am 6. Mai 2012 zum 50jährigen Bestehen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. im Rahmen ihrer 95. Tagung dargeboten wurde. Im Namen aller Mitglieder des Ensembles Iberoamericano möchte ich mich herzlich bei der Humboldt-Gesellschaft für die Ermöglichung der Publikation dieser ausformulierten Fassung der Konzeption des Konzertes „Reale und imaginäre Reisen in Neue Welten“ bedanken.

Varianten einer Reise

Als der kubanische Literat José de la Luz y Caballero (1800–1862) Alexander von Humboldt zum „zweiten Entdecker Kubas“ erklärte, leitete er dies sicherlich nicht nur aus der wissenschaftlichen Leistung ab, welche Humboldt in seinem *Essai politique sur l'Île de Cuba* (dt. *Politisches Essay über die Insel Kuba*) im Jahr 1826 erbrachte.² In seinen auf Lateinamerika bezogenen Reflexionen über Geografie, Bevölkerungsgruppen, Archäologie und Kultur schuf Humboldt ein Werk, das sowohl für Wissenschaftler als auch für Intellektuelle, wie etwa Luz y Caballero, von Interesse war, in dem er – fern von einem bloßen eurozentristischen Vergleich – auf die Eigenart der lateinamerikanischen Gesellschaften einging. Humboldts Beobachtungen verschiedener Kolonialregionen basierten bekanntlich auf seiner eigenen Lateinamerika-Reise von 1799–1804, die also wenige Jahre vor den lateinamerikanischen Unabhängigkeitsprozessen stattfand. Wenn die Bezeichnung des „Entdeckers“ im Sinne des Außenbetrachters einer fremden Kultur heutzutage zwar in Frage gestellt werden kann, ist es doch unstrittig, dass Persönlichkeiten europäischer Reisender, wie Humboldt oder Kolumbus – der sog. erste ‚Entdecker‘ Amerikas –, und die Folgen ihrer Reisen in den Prozess der Konstitution der lateinamerikanischen neuzeitlichen und modernen Gesellschaften eng involviert waren. Die lateinamerikanische Geschichte ist untrennbar mit den Reisen verbunden, durch diese über die Jahrhunderte Menschen und Güter, aber auch Weltanschauungen, Sprachen, Ideologien und künstlerische Traditionen über die Ozeane transportiert wurden.

Dass die für den lateinamerikanischen Subkontinent typische Mischung zwischen Kulturen, Religionen und Weltvorstellungen zur Suche nach dem Wesen einer kulturellen Identität führt, welche sich häufig im Werk lateinamerikanischer Künstler des 20. Jahrhunderts manifestiert, ist eine Tatsache, die niemand abstreiten würde.³ Seit Jahrzehnten wird versucht, durch Konzepte, wie ‚Synkretismus‘, ‚Akkulturation‘, ‚Kreolisierung‘, ‚Transkulturation‘ oder ‚Hybridität‘, eine Kunst zu begreifen, in der europäische, indigene und afro-amerikanische Traditionen und Praktiken auf verschiedene Arten und Weisen verschmelzen.⁴ Jedoch ist, jenseits von der Erkennung einer beliebigen ‚Mischung‘, die Frage

² Vgl. dazu Hans-Otto Dill, *Von Alexander bis Alejo: Intertextuelle Begegnung zwischen Humboldt und Carpentier*, in: dems., *Zwischen Humboldt und Carpentier. Essays zur kubanischen Literatur*, Berlin 2005, S. 101–110, besonders S. 101f.

³ Für die lateinamerikanische Kunstmusik vgl. Gerard Béhage, *Music in Latin America: An Introduction*, Englewood Cliffs, NJ 1979.

⁴ Vgl. z.B. Néstor García Canclini, *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*, Buenos Aires 4 (2008) und Laurier Turgeon, „Les mots pour dire les métissages: jeux et enjeux d'un lexique“, in: Michel Espagne und Jacques Le Rider (Hrsg.), *L'horizon anthropologique des transferts culturels. Revue Germanique Internationale* 21 (2004), S. 53–69.

nach den Strategien, durch die die Künstler eine sinnvolle Integration europäischer und lateinamerikanischer kultureller Artefakte in ihren Werken vornehmen, eine immer aktuelle, da sich diese Strategien je nach Epoche und Kunst-richtung und im Kontext unterschiedlicher politischer und historischer Lagen ständig verändern. Die Aneignung von Sprachen, Musik und Kunstformen aus verschiedenen Zeiten und Herkünften kann unterschiedliche Legitimationsarten bekommen und sich daher in ernsten und ironischen, rationalen und intuitiven Versuche manifestieren.

Die Persönlichkeit des Reisenden kann in diesem Sinne diverse Anhaltspunkte zum Verständnis der Situation der lateinamerikanischen künstlerischen Schöpfung darbieten. Eine Reise bedeutet immer eine Suche. Die Reise kann naturwissenschaftlichen Zwecken dienen und die Erkundung neuer Regionen zum Ziel haben. Wie man es am Beispiel von Alexander von Humboldt sehen kann, sind wissenschaftliche Reisen in unbekannte Regionen jedoch schwer von der Konfrontation mit anderen Kulturen trennbar, da andere Geografien, eine andere Flora und Fauna ebenfalls andere Lebensweisen bedingen. Und wo man unbekannte Menschen und Sitten kennenlernt, wird man immer auf Aspekte der eigenen Person und Kultur aufmerksam, da „das Fremde immer auf der Folie des Eigenen erkannt und bewertet wird.“⁵ Das Neue kann nur in Abgrenzung zum bereits Bekannten neu sein, und in der Erfahrung mit einer anderen Kultur wird daher das Verständnis, das man gegenüber der eigenen Kultur hat, manifestiert.

Insofern bedeutet eine Reise, auch wenn diese eine lange Fahrt ins Unbekannte umfassen kann, eine Reise zu sich selbst. Der chilenische Schriftsteller Roberto Bolaño hat diese unvermeidliche Tatsache an Baudelaires Gedicht *Le Voyage* festgemacht, in dem sich der Reisende, voller Hoffnungen auf eine Errettung von seiner alltäglichen Langeweile, auf die Reise macht. Am Ende seiner Reise findet er, genau wie Ulysses, sein eigenes Bild⁶:

„Amer savoir, celui qu'on tire du voyage!
Le monde, monotone et petit, aujourd'hui,
Hier, demain, toujours, nous fait voir notre image:
Une oasis d'horreur dans un désert d'ennui!“⁷

5 Dorothee Kimmich und Schamma Schahadat, *Das Eigene und das Fremde. Einführung*, in: *Kulturtheorie*, hrsg. von Dorothee Kimmich, Schamma Schahadat und Thomas Hausschild, Bielefeld (2010), S. 151–163, hier: S. 151.

6 Vgl. Roberto Bolaño, „*Literatura + enfermedad = enfermedad*“, in: dems., *El gaucho insufrible*, Barcelona (2003), S. 135–158, hier: S. 148ff.

7 Charles Baudelaire, *Le Voyage*, in: *Les fleurs du mal*, Paris (1957). Hier zit. nach der Online-Ausgabe: <http://fleursdumal.org/poem/231>, 25.07.2012.

Da man also nirgendwo sich selbst entgeht, kann die Entscheidung, sich auf eine Reise zu machen, der Suche nach Antworten auf bestimmte Fragen dienen, die sich auf sich selbst beziehen. Der Reisende kann somit nach den Ursprüngen seiner eigenen kulturellen Identität oder seiner persönlichen Geschichte suchen. In diesem Sinne beziehen sich die Künstlerreisen nicht nur auf reale Erfahrungen, wie etwa die Italienreisen mittel- und nordeuropäischer Künstler im 18. und 19. Jahrhundert. Durch imaginäre Reisen kann der Künstler ebenfalls in ferne Regionen fahren, sich in andere Zeitalter versetzen und dadurch nach den Quellen seiner Kreativität suchen.

Das Motiv des Künstlers, der nach den Wurzeln seiner Kultur durch eine Reise sucht, bildet das zentrale Argument eines der Hauptwerke des kubanischen Schriftstellers und Musikwissenschaftlers Alejo Carpentier (1904–1980). In seinem Roman *Los pasos perdidos* (dt. *Die verlorenen Spuren*) vom Jahr 1953 ist der Protagonist ein Komponist, der von einem musikethnologischen Institut den Auftrag erhält, im Urwaldgebiet des Orinoco nach bestimmten Musikinstrumenten zu suchen, welche eine These über die Ursprünge der Musik nachweisen sollen. Auch er möchte der Verdrossenheit seines Alltags in einer Großstadt entgehen und macht sich zusammen mit seiner Geliebten Mouche auf die Reise. Während dieser lernt er die einheimische Rosario kennen, trennt sich von Mouche und fährt zusammen mit Rosario bis Santa Mónica de los Venados. Diese Fahrt entlang des Orinocos wird damit zu einer in die lateinamerikanische Vergangenheit, da er im Urwald archaischen Lebensformen, Weltvorstellungen und Ritualen begegnet, durch die er zum Zeugen eines magischen, unberührten Amerikas wird.⁸

Dieser Roman trägt autobiografische Züge. Im Jahr 1947 führte Carpentier eine ähnliche Reise bis in die Urwaldzone des Orinocos durch. Seine Route rekonstruierte übrigens die Orinoco-Reise Alexander von Humboldts, nur mit modernen Verkehrsmitteln, wie Flugzeug, Omnibus und Motorboot. Als Lektüren führte Carpentier zwei Reiseberichte mit sich: Humboldts Bericht seiner Orinoco-Expedition und *El Orinoco ilustrado y defendido* (1731) des Jesuitenmissionars Joseph Gumilla (1686–1750).⁹ In der Reise des Erzählers von *Los pasos perdidos* treffen die Perspektiven verschiedener Personen aufeinander – diejenige eines modernen lateinamerikanischen Intellektuellen, wie Carpentier selbst, diejenige des Missionars inmitten der Kolonialzeit und diejenige des aufklärerischen Humboldts, ohne die Perspektive der Vertreter der indigenen Kultur zu vergessen. Besonders bedeutend für Carpentiers literarische Reise ist damit die

⁸ Vgl. Roberto González Echevarría, *Alejo Carpentier: El peregrino en su patria*, Madrid² (2004) und Karl Hölz, *Das Fremde, das Eigene, das Andere. Die Inszenierung kultureller und geschlechtlicher Identität in Lateinamerika*, Berlin (1998).

⁹ Vgl. Dill, „Von Alexander bis Alejo“, S. 105f.

Vorstellung des Zusammentreffens unterschiedlicher Zeiten innerhalb Lateinamerikas. Auf den Spuren Humboldts und Carpentiers bemerkt der Protagonist des Romans, „dass alle Stadien der Zivilisation, die der Mensch im Laufe seiner Geschichte durchgemacht hat, auf der Ebene der Zeitgenossenschaft auf dem amerikanischen Kontinent betrachtet werden können.“¹⁰ So erkennt er: „Die Behauptung, man könne seiner Epoche nicht entkommen, ist eine Lüge. Die Steinzeit wie das Mittelalter liegen noch heute vor uns da. Auch die schattigen Häuser der Romantik mit ihrer komplizierten Liebe stehen noch offen.“¹¹

Wenn der Künstler die Gleichzeitigkeit verschiedener Zeiten in Form dieser multiperspektivischen Zeitreise erfahren kann, um etwa „unter dem Eindruck archaischer und geschichtsloser Lebensformen zur verschütteten Quelle seiner eigenen künstlerischen Kreativität“¹² zu gelangen, kann er nicht für immer in einer beliebigen Zeit bleiben. Am Ende seiner Reise erwartet ihn, wie in Baudelairens Gedicht, sein eigenes Bild. Carpentiers Protagonist findet im Urwald kein Papier und keine Tinte, um zu komponieren, und fliegt daher in die große Stadt zurück. Als er einige Monate später in das Dorf im Urwald zurückkehren möchte, kann er den Weg nicht mehr finden. Rosario hat inzwischen einen anderen Mann. Die Tore dieser Erfahrung sind ihm nun verschlossen. Sie hat ihn aber bedeutende Aspekte seiner Kultur, ihrer Geschichte und Ursprünge, gelehrt, aber der Künstler muss – am Ende seiner Reise – in seine eigene Zeit zurückkehren, wo er eine zeitgemäße Kunst zu schaffen hat, welche aber nun auf dem Bewusstsein der magischen Realität Lateinamerikas möglich ist.¹³

Im Folgenden werden einige lateinamerikanische Musikwerke behandelt, bei denen verschiedene Formen einer musikalischen Reise vorkommen. Da die hier vorgestellten Reflexionen auf der Konzeption des Konzertes basieren, das zum 50jährigen Bestehen der Humboldt-Gesellschaft am 6. Mai 2012 gegeben wurde, hat dieser Text keinen Anspruch, eine übergreifende Darstellung lateinamerikanischer Kunstmusik zu sein. Ausgehend von bestimmten Werken werden sie betreffende Überlegungen vorgestellt, welche aber hilfreich zum Verständnis einiger zentraler Fragestellungen der lateinamerikanischen Kunstmusik in der 2. Hälfte

10 Ebd., S. 106.

11 Alejo Carpentier, *Die verlorenen Spuren*, aus dem Spanischen von Anneliese Botond, Frankfurt a.M. (1979), S. 351.

12 Hölz, *Das Fremde, das Eigene, das Andere*, S. 185.

13 So sagt Carpentiers Erzähler: „Aber nichts vor alldem war für mich bestimmt, denn die einzige Rasse Mensch, der es verwehrt ist, sich aus ihrer Zeit zu lösen, sind die Künstler: sie müssen nicht nur dem unmittelbar Vorangegangenen, dem in greifbaren Zeugnissen dargestellten Gestern voraus sein, sondern sie nehmen auch den Gesang und die Formen der ihnen Nachfolgenden vorweg und schaffen neue, greifbare Zeugnisse in vollem Bewußtsein alles dessen, was bis heute geschaffen worden ist.“ Carpentier, *Die verlorenen Spuren*, S. 351f.

te des 20. Jahrhunderts sein können. Diese Reflexionen könnten selbstverständlich durch die Betrachtung von historischen, politischen und gesellschaftlichen Aspekten ergänzt werden, etwa durch die Berücksichtigung der Entwicklung von national orientierten Regierungen in verschiedenen lateinamerikanischen Ländern seit der Mexikanischen Revolution von 1910 oder durch die genaue Revision von Diskursen kultureller Identität in Lateinamerika in derselben Zeit. Die detaillierte Betrachtung dieser Aspekte würde aber den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.¹⁴ Weitere Zitate aus dem Werk Carpentiers, bei denen er sich mit Musik und Musikern beschäftigt, werden ferner helfen, dialektische Bezüge zwischen der lateinamerikanischen Musik und Literatur dieser Zeit zu erstellen.

Die Reise der europäischen Kunstmusik nach Lateinamerika

Dass es in Lateinamerika eine Tradition der Kunstmusik gibt, die sich in der Existenz von professionellen Orchestern, Theatern, Musikhochschulen und einem bedeutenden Corpus an Musikwerken manifestiert, ist eine Konsequenz der – wörtlichen – Reise der Kunstmusik seit dem 16. Jahrhundert über den Ozean in die ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien. Dadurch kamen zuerst die europäischen Tonsysteme, Musikinstrumente und Formen der Aufführungspraxis in die ‚Neue Welt‘, welche entsprechend der Bedingungen und Voraussetzungen der Kolonien in neue Kunstformen und Praktiken mündeten.¹⁵ Eine sehr bedeutende Rolle in der Etablierung von europäischen Musiktraditionen in Lateinamerika spielte die Katholische Kirche. Durch Musik sollte die indigene Bevölkerung in der christlichen Lehre geschult werden, und seit dem 16. Jahrhundert erhielten Ureinwohner Instrumental- und Gesangsunterricht. In wichtigen Kolonialzentren, wo große Kathedralen errichtet wurden, wie in Mexiko Stadt oder in Lima, war der Bedarf an groß besetzten Repräsentationswerken höher. Neben der kirchlichen Musik wurden in den Kolonien aber ebenfalls andere Genres kultiviert. Zu den zahlreichen europäischen Tänzen, die an den kolonialen Höfen und in den Salons gespielt wurden, zählten auch Tänze, die in Lateinamerika selbst entstanden sind, wie habaneras, cumbees und tocotines.¹⁶

Durch weitere Entwicklungen im 19. und im 20. Jahrhundert steigerte sich die Bedeutung von weltlichen und säkularen Musikformen. Im 19. Jahrhundert wurde die Szene der Kunstmusik besonders durch die italienische Oper dominiert. Italienische Sänger, Instrumentalisten und Komponisten hielten sich in

¹⁴ Vgl. dazu Béhage, *Music in Latin America*, 2. Teil: *The Rise of Nationalism*, S. 96–223 und Thomas Turino, *Nationalism and Latin American Music: Selected Case Studies and Theoretical Considerations*, in: *Latin American Music Review* 24/2 (2003), S. 169–209.

¹⁵ Vgl. ebenfalls Béhage, *Music in Latin America*, 1. Teil: „*The Colonial Period*“, S. 1–95.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 61.

Lateinamerika auf und wirkten dort als Interpreten und Lehrer. Im 20. Jahrhundert kam es zu einer großen Professionalisierung des Musiklebens durch die Gründung und Weiterentwicklung von Orchestern und Bildungseinrichtungen. An diesem Entwicklungsprozess waren nicht nur Ausländer, sondern vor allem lateinamerikanische Persönlichkeiten beteiligt, wie z. B. die Komponisten Carlos Chávez (1899–1978) in Mexiko, Heitor Villa-Lobos (1887–1959) in Brasilien, Domingo Santa Cruz (1899–1987) in Chile oder Alberto Ginastera (1916–1983) in Argentinien.

Wenn ein Lateinamerikaner sich entscheidet, Musik mittels einer europäischen Notation schriftlich zu fixieren und Musikinstrumente und Tonsysteme dafür zu verwenden, die im Rahmen der europäischen Musiktradition gebraucht und weiterentwickelt wurden, ordnet er sein Werk in diese hier sehr kurz erläuterte Entwicklung ein. Durch die Jahrhunderte wurden musikalische Gattungen und Stile in Lateinamerika in unterschiedliche Deutungskontexte gesetzt, und im Rahmen von religiösen, politischen und gesellschaftlichen Wandlungen wurde auch die Musik von unterschiedlichen Diskursen geprägt. Die Komponisten des 20. und 21. Jahrhunderts verfügen über diese lange Tradition und können durch ihre Werke Aspekte ihres musikalischen Erbes aus neuen Perspektiven kommentieren oder interpretieren, wie es hier anhand unterschiedlicher Beispiele gezeigt wird.

Dass verschiedene Musiktraditionen, Genres oder Musikpraktiken von einer bereits gegebenen nationalen oder kulturellen Konnotation geprägt sind, ist aber nicht nur bei der Betrachtung von lateinamerikanischen Komponisten von Bedeutung. Die allmähliche Bildung von nationalen Einheiten im europäischen Raum seit der Neuzeit (durch sprachliche, territoriale oder kulturelle Aspekte voneinander abgegrenzt¹⁷) manifestierte sich ebenfalls in der Entstehung von Musikgattungen, die mit bestimmten nationalen Zügen versehen waren, so z. B. die französische Oper, die erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts entstand. Sie galt als eine von der früher entstandenen italienischen Oper unabhängige Tradition, obwohl ihr erster bedeutender Komponist, Jean-Baptiste Lully (1632–1687), ein gebürtiger Italiener war. Und die Unterschiede zwischen diversen Operngattungen lagen nicht nur in der verwendeten Sprache, sondern auch im Wesen des musikalischen Materials, wie man es etwa beim Vergleich zwischen Mozarts italienischen Opern und deutschen Singspielen sehen kann.

Der in Halle geborene Komponist Georg Friedrich Händel (1685–1759) beschäftigte sich ebenfalls mit national unterschiedlich geprägten Gattungen. Diese verschiedenen Prägungen sind eng mit seiner Biografie verbunden, da „[k]aum ein anderer Musiker [...] in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts so vie-

17 Vgl. Annette Helmchen, *Die Entstehung der Nationen in Europa der Frühen Neuzeit*, Bern (2005).

le, so weite und so lang andauernde Reisen unternommen [hat] wie Händel.“¹⁸ Während seiner ersten Italienreise (1706–1710) besuchte er die wichtigsten Zentren der italienischen Oper und wurde zu einem bekannten Komponisten der italienischen Opera seria. In London, wo er zum ersten Mal 1710 weilte und seit 1712 und bis zu seinem Tod – ausgenommen seine Reisen in andere Länder und Städte – lebte, etablierte er während der 1740er Jahre die Gattung des englischen Oratoriums. Insofern haben die *Neun Deutschen Arien* (HWV 202–210) für Sopran, ein obligates Instrument (Violine, Oboe oder Traversflöte) und Basso continuo, die er zwischen 1724 und 1727 komponierte, eine besondere Stellung in seinem Werk. Händel, der bereits seit über zehn Jahren in London lebte und sich damals insbesondere mit der Gattung der italienischen Musik beschäftigte, komponierte diese Arien nach deutschen Gedichten der bekannten Sammlung *Irdisches Vergnügen in Gott* (Hamburg 1721–1727) von Barthold Hinrich Brockes (1680–1747). Gegenüber der großen Öffentlichkeit, welche die Opern damals erreichten, bildeten diese klein besetzten Arien intime Werke, deren Auftragsgeber oder Kompositionsanlass nicht überliefert sind.¹⁹ Der Komponist scheint hier das Anliegen des Dichters, in den menschlichen Sinnen und „in den Schönheiten der Natur den Schöpfer zu erkennen und zu loben“²⁰, ebenfalls durch Musik darzustellen. Sein Lob manifestiert sich durch eine Musik, die komplexer als die übliche Hausmusik ist, aber keine hochvirtuose Gesangkunst fordert. In der Verwendung deutscher Gedichte und in der Konzeption dieser intimen Musik, die keinen Repräsentationszwecken dient, scheint er, einen persönlichen Bezug zu seiner deutschen Identität hergestellt zu haben.

Obwohl Händel eine protestantische Musiktradition vertritt, kann man davon ausgehen, dass seine Kompositionen, wie diejenigen von anderen nicht-katholischen Komponisten, in den lateinamerikanischen Kolonien nicht völlig unbekannt waren. Hier ist zu berücksichtigen, dass im 17. oder 18. Jahrhundert nicht nur Reisen nach den europäischen Kolonien stattfanden, sondern diese erfolgten auch in umgekehrter Richtung. Der 1974 entstandene Roman *Concierto barroco* (dt. *Barockkonzert*) von Alejo Carpentier schildert die Reise eines mexikanischen Herren, eines „indiano“, nach Europa. Inmitten des Karnevals in Venedig treffen der Herr, als der aztekische Herrscher Montezuma kostümiert, und sein schwarzer Diener Filomeno auf einen rothaarigen Priester und seine Musikerfreude, die sich sofort für sein Kostüm und für die Geschichte Montezumas interessieren. Die Gruppe entscheidet sich, aus dem Karneval zu entfliehen und

¹⁸ Hans Joachim Marx, „Reisen“, in: *Das Händel-Lexikon*, hrsg. von dems., Laaber (2011), S. 598–605, hier: S. 598.

¹⁹ Vgl. Magda Marx-Weber, „Neun Deutsche Arien (HWV 202–210)“, in: *Das Händel-Lexikon*, S. 218–219.

²⁰ Ebd., S. 218.

an einen Ort zu gehen, wo man Musik machen kann, und landet in der Nacht im Ospedale della Pietà, wo der Priester ein Orchester von Waisenmädchen leitet. Mit Nachthemden bekleidet, setzen sich 17 Mädchen an ihre Instrumente und spielen zusammen mit den Musikern „das gewaltigste concerto grosso, das die Welt je hätte hören können“²¹. Die Musiker, die vor Montezuma und Filomeno spielen und zuvor vom Erzähler einfach als der ‚rothaarige Priester‘, der ‚Neapolitaner‘ und der ‚Deutsche‘ genannt werden, sind nicht andere als Antonio Vivaldi, Domenico Scarlatti und Georg Friedrich Händel, welche als Konzertmeister, Cembalist und Organist in diesem Konzert wirken.

Das Nachtkonzert im Ospedale della Pietà, wo Vivaldi tatsächlich arbeitete, basiert auf weiteren realen Tatsachen.²² Sowohl Scarlatti als auch Händel waren in Venedig, und die Komponisten lernten sich tatsächlich kennen. Auch wenn Freundschaften Vivaldis zu dem Mexikaner nicht überliefert sind, komponierte Vivaldi doch eine Oper *Montezuma* (Venedig 1733), deren Partitur teilweise erhalten ist.²³ Carpentier übernahm sogar ein Faksimile des Opernprogramms in den Anfang seines Romans, quasi als historische Vorlage. Interessant im Zusammenhang mit dem Motiv der Reise ist aber nicht so sehr die historische Grundlage dieser Handlung, sondern vielmehr die Art und Weise, wie dieses Concerto grosso in Venedig abläuft. Das Concerto entwickelt sich zu einer virtuosen Improvisation Scarlattis, Vivaldis und Händels, welche allmählich an Intensität und Dynamik zunimmt, und wenn alle denken, diese hätte ihren Höhepunkt erreicht, passiert etwas Besonderes:

„Unterdessen war aber Filomeno in die Küche gegangen und hatte von dort eine Batterie von Kupferkesseln aller Größen mitgebracht, auf die er nun mit Löffeln, Schaumkellen, Schneebesen, Nudelhölzern, Schürhaken, Federbesen einschlug mit derartigen Einfällen an Rhythmen, Synkopen, Kontrasttönen, daß sie ihn zweiunddreißig Takte lang allein ließen, damit er improvisieren könne. ‚Fabelhaft! Fabelhaft!‘ schrie Georg Friedrich. ‚Fabelhaft! Fabelhaft!‘ schrie Domenico und hieb begeistert mit den Ellenbogen auf das Cembalo. 28. Takt, 29. Takt, 30. Takt, 31. Takt, 32. Takt – ‚Jetzt!‘ brüllte Antonio Vivaldi, setze mit unwahrscheinlichem Schwung beim da capo ein und holte das Letzte heraus aus den Geigen, Oboen, Posaunen, Regalen, Portativen, Gamben und was sonst noch alles in dem Schiff erschallen mochte, an dessen Decke, wie von einem

21 Alejo Carpentier, *Barockkonzert*, aus dem Spanischen von Anneliese Botond, Frankfurt a.M. (1976), S. 51.

22 Über das Ospedale della Pietà berichtete Helen Geyer, „Ausbildungsstätte-Kirchenmusik für Frauen: Die Venezianischen Frauenkonservatorien – Spurensuche und Vorbild“, in: *Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft*, Bd. 25 (2010), S. 49–72.

23 Vgl. Steffen Voss, „Die Partitur von Vivaldis Oper ‚Montezuma‘ (1733)“, in: *Studi Vivaldiani* 4 (2004), S. 53–73.

himmlischen Skandalon erschüttert, die Kristalleuchter erbeben.“²⁴ Später fängt Filomeno zu singen an, und sein Gesang mündet in einen spontanen Tanz. Die Männer, die Mädchen, die Pförtnerin, das Küchenmädchen machen eine lange Reihe und tanzen durch die verschiedenen Räume des Hauses: „Ca-la-ba-són-són-són, sang Filomeno, immer schärfer rhythmisierend. Kábala sum-sum-sum, respondièrent die übrigen“²⁵, und die afro-lateinamerikanischen Laute, in dieser Form von den Europäern verwandelt, stellen damit einen neuen Bezug zur Kabala des Judentums her.

Die Verschmelzung europäischer und lateinamerikanischer Traditionen, die in diesem Barockkonzert stattfindet, ist sehr differenziert: Die barocke Aufführungspraxis, durch einen Venezianer, einen Neapolitaner, einen Deutschen und ein für Venedig der damaligen Zeit typisches Frauenensemble dargestellt, trifft auf die indianische Figur eines Montezumas und die afro-lateinamerikanische Kultur des schwarzen Dieners Filomeno. Aber diese Mischung von diversen Herkünften ist keine bloße unbewegliche Konstruktion, sondern findet in der Praxis, im Musizieren und Improvisieren statt: Die afro-lateinamerikanischen Rhythmen begleiten die Barockmusik, die europäischen Instrumente werden durch eine improvisierte Perkussionsbatterie begleitet, und die barocken Figurentänze werden mit lateinamerikanischen Tanzpraktiken und Rhythmen kombiniert. In dieser nächtlichen Improvisation sind alle Akteure gleichberechtigt, auch der mexikanische Herr, der nicht mit synkopierten Rhythmen oder Gesängen, aber mit einer hervorragenden Opernvorlage zu dieser interkulturellen Begegnung beiträgt. Die Wurzeln einer lateinamerikanischen Kunstmusik werden in dieser Szene Carpentiers mit Gründlichkeit dargestellt, denn diese liegen nicht nur in den von Kolonialmächten aufgezwungenen musikalischen Praktiken oder in abstrakten soziologischen Prozessen, sondern sind ebenfalls in der Begegnung von Menschen entstanden, bei der spontane, kreative Formen der Kreuzung unterschiedlicher Musiktraditionen stattgefunden haben. In dieser Reise zweier Lateinamerikaner in das barocke Venedig wird nicht einfach ein Zusammentreffen zweier Welten geschildert; das Nachtkonzert stellt keineswegs eine Art ‚Verständigung‘ durch die noch nie universell gewesene Sprache der Musik dar. Jeder Akteur trägt vielmehr mit seiner eigenen musikalischen Sprache zum *concerto grosso* bei, hier bis in ihre körperliche Dimension dargestellt, und in ihrem Treffen betrachtet der Leser die Anfänge einer spontanen Form von Kreativität, die im Performativen entstanden ist. Die Reise der europäischen Musik nach Lateinamerika war auch eine der persönlichen Begegnungen und der intuitiven Transformationen vorhandener Musiktraditionen.

24 Carpentier, *Barockkonzert*, S. 53.

25 Ebd., S. 57.

Imaginäre Reisen in die Vergangenheit

In seiner CD *Cuaderno de viaje* (dt. *Reiseheft*) vereinte der mexikanische Komponist Mario Lavista (*1943) verschiedene kammermusikalische Stücke für Soloinstrumente und Duos, die während der 1980er Jahre entstanden sind, bei denen er mit neuen Klangmöglichkeiten und Effekten der Musikinstrumente (Oboe, Klarinette, Flöte, Gitarre u. a.) experimentierte, beispielsweise durch die Verwendung von modernen Spieltechniken, wie Mehrklängen und Flageolettönen.²⁶ Diese Erkundungsreise in neue Klangwelten beinhaltet auch eine Station im griechischen Mythos des Satyrs Marsyas. Das Stück *Marsias* für Oboe und acht Kristallgläser, die von sechs Musikern gespielt werden, wurde im Jahr 1982 komponiert. Neben den verschiedenen antiken Fassungen dieser Geschichte und der bekannten Erzählung der Legende im 6. Buch von Ovids *Metamorphosen*, ließ sich Lavista von der Kurzerzählung des spanischen Schriftstellers Luis Cernuda (1902–1963) inspirieren, der seit 1952 in Mexico Stadt lebte.²⁷ Lavistas Partitur wird von einigen Versen aus dieser Kurzerzählung eröffnet.²⁸

In Cernudas Erzählung, die auf der mehrmals überlieferten Handlung des Mythos basiert, lassen sich einige neue Nuancen erkennen. Marsias ist kein Satyr, sondern ein junger dunkelhäutiger Mann. Wie bekannt, findet er in einem Brunnen ein Musikinstrument, welches die Göttin Athene dort weggeworfen hatte, nachdem sie im Wasser erkannt hatte, wie hässlich ihr Gesicht beim Spielen des Instruments aussah. Marsias findet das Instrument, das hier kein antiker Aulos, sondern eine Panflöte ist, und wird von seinem Klang entzückt. Er spielt seine Panflöte immer häufiger, während die Menschen, die ihn umgeben, entweder mit Abwehr oder mit Indifferenz reagieren. Da er sich von niemandem verstanden fühlt, wagt er einen Wettbewerb mit Apollon, um etwas Anerkennung zu bekommen. Das Ende der Geschichte entspricht den anderen Vorlagen: Marsias verliert seinen unausgeglichene Wettkampf mit einem Gott und wird mit Grausamkeit getötet. In Cernudas Erzählung wird Marsias als die Figur des Künstlers gedeutet, der weder von der Gesellschaft verstanden wird noch einen Zugang in den Bereich des Göttlichen findet. Marsias kann die ersehnte Perfektion nicht erlangen. Seine schwierige, begrenzte menschliche Kondition platziert ihn in dieses Zwischenstadium, in dem er sich ziemlich vereinsamt findet. In der Beschreibung von Marsias als einem jungen, dunkelhäutigen Künstler, der Panflöte spielt, kann man vielleicht autobiografische Züge erkennen.

Diese Spannung zwischen der Sphäre des Menschlichen und des Göttlichen wird ebenfalls in Lavistas Musikwerk dargestellt. Seit Pythagoras wurden die In-

26 Vgl. Mario Lavista. *Cuaderno de viaje*. Música de cámara, CD Quindecim Recordings (1994).

27 Luis Cernuda, *Marsias* (1941), in: *Prosa completa*, Barcelona (1975), S. 1089–1093.

28 Mario Lavista, *Marsias* (1982) für Oboe und 8 Kristallgläser, Ediciones Mexicanas de Música.

tervalle von Quarte und Quinte als perfekte Konsonanzen bezeichnet. Die acht Kristallgläser bilden einen harmonischen Teppich, der auf Quarten und Quinten basiert. Diese Intervalle und der reine, ätherische Klang der Kristallgläser bilden eine außergewöhnliche Klangstruktur, die als die Sphäre des Göttlichen zu verstehen ist. Jedoch werden die perfekten Intervalle oft durch Nebentöne begleitet. Dissonanzen, wie übermäßige Quarten und kleine Sekunden, stören die perfekten Intervalle, beispielsweise in der dritten Zeile der Partitur. Die übermäßige Quarte, das imperfekte Intervall schlechthin, interferiert somit mit der göttlichen Sphäre.

Die Oboe spielt in einem Satz, der reich an modernen Spieltechniken ist. Die traditionellen Spielarten des Instruments werden durch den Einsatz von neuen Fingergriffen erweitert, welche die Töne verfremden und Mehrklänge zum Gehör bringen. Die Melodie ist reich an kleinen Intervallen, wie Sekunden und Terzen, und ähnelt damit dem menschlichen Gesang, bei dem die Mehrklänge als unerwartete Ausdrücke vorkommen, die als Klage oder Wut interpretiert werden können. Manchmal spielt die Oboe Töne, die mit dem harmonischen Bereich der Kristallgläser übereinstimmen, aber oft widerspricht sie der harmonischen Konstellation der Gläser. So kann man sehen, wie die menschliche Musik der Oboe versucht, einen Weg in die göttliche Klanglichkeit der Gläser zu finden. Aber ihr Gesang ist unrein, voller menschlicher Ausdrücke. Durch die neuen Fingersätze, die Lavista von dem Oboisten fordert, verfremdet sich ebenfalls die temperierte Stimmung. Der Oboist – der Künstler Marsias – findet sich in diesem Werk ebenfalls vereinsamt; er kann das Göttliche spüren und ihm vielleicht begegnen, kann aber seiner menschlichen Kondition nicht entkommen.

Aber inwieweit kann sich dieser antike Mythos auf die lateinamerikanische Kultur beziehen? Wie bereits erwähnt, stellt die Reise in die vorkolumbianische Zeit zu den Ursprüngen eines unberührten Amerikas eine der Topoi der lateinamerikanischen Kunst des 20. Jahrhunderts dar. In einer magischen Zeit kann man auch Zeuge des Ursprunges der Musik zwischen göttlichen und menschlichen Mächten sein. In der bereits erwähnten Reise in Carpentiers *Los pasos perdidos* wird der Protagonist ebenfalls Zeuge der tatsächlichen Geburt der Musik:

„Aber vor ein paar Tagen habe ich den Ursprung der Musik erlebt. Was ich gesehen habe, ist älter als die Threnodie, mit der Aischylos den Kaiser der Perser wieder zum Leben erweckt, älter als die Ode, mit der die Söhne des Autolykos das schwarze Blut stillen, das aus der Wunde des Odysseus strömt, älter als der Gesang, der den Pharao Unas auf seiner Reise ins Jenseits vor Schlangengbissen schützen soll. Zwar bestätigt, was ich gesehen habe, die These derer, die behaupten, die Musik verdanke der Magie ihren Ursprung. Aber ihre Überlegungen stammen aus Büchern; auf psychologische Abhandlungen stützen sie ihre kühnen Theorien über das Fortleben sehr viel älterer Zauberpraktiken in der antiken Tragödie. Ich hingegen habe erlebt, wie sich die gesprochene Sprache

auf den Gesang zubewegt, ohne schon Gesang zu sein; ich habe erlebt, wie aus der Wiederholung ein und desselben einsilbigen Worts ein Rhythmus entsteht; ich habe erlebt, wie bei dem Spiel zwischen der echten und der nachgemachten Stimme, bei dem der Psalmodierende zwei verschiedene Tonhöhen einhalten muß, ein musikalisches Thema aus einer nicht-musikalischen Praktik entstehen kann.“²⁹

Auch Carpentier verwendet hier Andeutungen griechischer, antiker Mythen, um das Erlebnis seines Protagonisten zu schildern. Die amerikanische Vergangenheit bekommt damit mythische Züge und wird als eine Zeit beschrieben, die noch älter als die der griechischen Antike ist. Die mythische Zeit soll nicht rational durch intellektuelle Kenntnisse vermittelt werden, sondern man muss sie erleben. Wie bei Lavista, wird hier eine mythische klangliche Atmosphäre beschrieben, die ein besonderes Erlebnis zu bedeuten hat. Wie erwähnt, schließt sich der Weg in die Vergangenheit am Ende von Carpentiers Roman; sein Protagonist bleibt von dieser Zeit, die er erleben, aber an der er nicht für immer teilnehmen konnte, getrennt und vereinsamt zurück, wie Marsias in den Fassungen von Cernuda und von Lavista. Der moderne lateinamerikanische Künstler kann von einer Reise in die mythische Vergangenheit träumen, aber er kann nicht dort bleiben. Der Künstler muss seine Urgeschichte kennen, aber gleichzeitig in seiner aktuellen Zeit verharren; einer Zeit, die in der Musik diejenige des Experimentierens mit neuen Klanglichkeiten, informellen Musikinstrumenten, zeitgenössischen Spieltechniken der jeweiligen Instrumente und komplexen, neuen intervallischen Konstellationen ist. Eine zeitgenössische Musiksprache und eine imaginäre Reise in die Vergangenheit stehen aber keineswegs im Widerspruch zueinander.

Heitor Villa-Lobos' brasilianische Kartografie

Der Brasilianer Heitor Villa-Lobos (1887–1959) ist für seine Leistung bekannt, einer der ersten lateinamerikanischen Komponisten gewesen zu sein, der eine Synthese zwischen europäischen, traditionellen und populären Musikformen herbeigeführt hat, die internationale Anerkennung fand. Wie Gerard Béhage feststellte: „He was able to create a highly individual style which synthesizes in an intuitive manner the plurality of Brazilian music and some processes of the European art-music tradition. Musical nationalism in Latin America found in Villa-Lobos its strongest supporter and one of its most original creators.”³⁰, nahm Villa-Lobos 1922 an der *Semana de Arte Moderna* (dt. Woche der moder-

²⁹ Carpentier, *Die verlorenen Spuren*, S. 255.

³⁰ Béhage, *Music in Latin America*, S. 204.

nen Kunst) in São Paulo teil, bei der die Grundlagen des brasilianischen *modernismo* festgelegt wurden. Dort trafen sich Literaten, Maler, Musiker und Intellektuelle mit dem Ziel, eine moderne, aber gleichzeitig nationale Kunst für Brasilien zu etablieren.

Mário de Andrade (1893–1945), eine der wichtigsten Persönlichkeiten der *Semana de Arte Moderna* und der bedeutendste Theoretiker der national orientierten Musik Brasiliens, fixierte seine Gedanken zum Wesen einer nationalen brasilianischen Kunstmusik in seinem *Ensaio sobre a música brasileira* (1928).³¹ Andrade war der Meinung, dass ein nationales Bewusstsein in der Bevölkerung seines Landes vorhanden sei. Der Künstler muss dieses Bewusstsein verstehen und in eine Kunstform verwandeln.³² In einer Zeit der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der lateinamerikanischen Nationen sah Andrade die Verstärkung ihrer nationalen Identitäten, welche durch eine national orientierte Kunstmusik ebenfalls unterstützt werden könnte, nicht nur als eine Möglichkeit, sondern als eine Pflicht an, eine Aufgabe, die jeder Komponist zu erfüllen hätte. Da sich für ihn die Quellen der brasilianischen Identität im Bewusstsein seines Volkes befinden, animierte Andrade die Komponisten, sich mit Melodien und Rhythmen aus den ländlichen und urbanen Traditionen seines Landes zu beschäftigen. Die Vorstellung, durch das eigene Land zu reisen, um neue Melodien, Tänze und rituelle Gesänge kennen zu lernen und später in eine Kunstform zu bringen, wurde zu einem Topos, der von vielen lateinamerikanischen Komponisten vertreten wurde. Während Einige tatsächliche musikethnologische Reisen durch ihre Länder durchführten, komponierten Andere Stücke, welche statt dessen volkstümliche, traditionelle Melodien und Atmosphären durch frei erfundene Musik zu evozieren versuchten.

In Villa-Lobos' *Canções Típicas Brasileiras* (dt. *Typische brasilianische Lieder*) findet man unterschiedliche Formen des Umgangs mit brasilianischen musikalischen Vorlagen. Diese Lieder für Gesang und Klavier, die zwischen 1919 und 1935 entstanden sind, basieren auf musikalischen Grundlagen, die die unterschiedlichen Völker mit verschiedenen Religionen in ihren Liedern über die Jahrhunderte bewahrt haben. So findet man z.B. innerhalb der Lieder, die bereits 1919 entstanden sind, Bezüge zur portugiesischen Kolonialmusik, zu indianischen Gesängen und zu afro-brasilianischen Ritualen aus den religiösen Traditionen des Candomblé und der Macumba. Diese unterschiedlichen Liedformen,

31 Hier zitiert nach der Ausgabe Mário de Andrade, *Ensaio sobre a música brasileira* (= *Obras Completas de Mário de Andrade*), São Paulo (1962).

32 „Uma arte nacional não se faz com escôlha discricionaria e diletante de elementos: uma arte nacional já está feita na inconsciencia do povo. O artista tem só que dar pros elementos já existentes uma transposição erudita que faça da música popular, música artistica, isto é: imeditamente desinteressada.“ Andrade, *Ensaio sobre a música brasileira*, S. 15f.

die in jeweils diversen Sprachen zu singen sind und sich durch sehr differenzierte Rhythmen und Harmonien charakterisieren, bilden damit eine musikalische Kartografie des brasilianischen Landes. In den verschiedenen Liedern erkennt man nicht nur unterschiedliche Musiktraditionen und gesungene Sprachen, sondern auch verschiedene Lebensweisen und Weltvorstellungen. Bei indianischen oder afro-brasilianischen Sprachen, die dem Komponisten unbekannt waren, verwendete Villa-Lobos Laute, die den ursprünglichen Vorlagen nachempfunden wurden.

Das Lied *O' Pallida Madona* vertritt die koloniale brasilianische Vergangenheit in Form einer *Modinha*, einer Liedform, die aus der portugiesischen Hofmusik stammte und in Brasilien bereits im 18. Jahrhundert kultiviert wurde. Diese ruhige, elegante Komposition kontrastiert mit den prägnanten Rhythmen der Macumba-Lieder *Xangô* und *Estrella é lua nóva*.³³ Die Musik des afro-brasilianischen Gottes Xangô wird beispielsweise durch wiederholte Rhythmen am Klavier dargestellt, die alternierend in Artikulationen von *sforzato* und *piano* zu spielen sind, was den Eindruck der Schläge auf einer Trommel ergibt und als die rituellen Trommeln der afro-brasilianischen Religionen zu deuten sind. Die Indianer-Gesänge, die in diesen Liedern vorkommen, entnahm Villa-Lobos vor allem den frühen Phonogramm-Aufnahmen und Transkriptionen traditioneller und einheimischer brasilianischer Musik, während er das meiste sog. volksmusikalische Material seiner Kompositionen selbst schuf. Die Lieder *Nozani-ná* und *Papae Curumiassú* basieren auf Gesängen der brasilianischen Ureinwohner. Das Lied *Nozani-ná* geht auf einen Gesang der Paricis im Matto Grosso zurück und wurde von Villa-Lobos in einer Phonogramm-Aufnahme des brasilianischen Ethnologen Edgar Roquette Pinto (1884–1954) in der Sammlung des Nationalmuseums in Rio de Janeiro gefunden. *Papae Curumiassú* ist ein Lied der Caboclos im Nordstaat Pará.³⁴

Dieses musikalische Kaleidoskop der unterschiedlichen Völker, Religionen und Musiktraditionen verkörpert die europäischen, afro-brasilianischen und indianischen Wurzeln der brasilianischen Gesellschaft. In der Integration seiner Vorlagen in die europäischen Form des Lieds für Klavier und Gesang schafft Villa-Lobos originelle Kompositionen eines markanten, individuellen Stils, bei dem aber die ursprünglichen Vorlagen keine bloße Anlehnung oder Ausgangspunkt für die Kompositionen sind. Villa-Lobos eignet sich die besonderen musikalischen Qualitäten der jeweiligen Musikformen an und hebt sie mittels eines

33 In der Partitur werden beide Lieder als „Canto fetiche de macumba“ bezeichnet, die von Villa-Lobos harmonisiert wurden. Diese Partituren, wie die anderen hier kommentierten Lieder, sind 1929 bei Max Eschig in Paris veröffentlicht worden.

34 Eine Publikation von Tiago de Oliveira Pinto wird zu diesen Liedern demnächst in der Zeitschrift *Musik und Unterricht* erscheinen.

originellen Musiksatzes hervor. Da diese Kompositionen in Paris veröffentlicht wurden, wo sich Villa-Lobos während der 1920er Jahre aufhielt, wäre es interessant, zu fragen, inwieweit er, wie Andrade es wollte, eine national orientierte Musik zur Verstärkung der musikalischen Identität seines Landes komponierte und inwieweit ihm aber auch wichtig war, sich in Europa bzw. im internationalen Kontext durch diese neuartige Musik von seinen europäischen Kollegen abzuheben. Denn dass er durch diese Musik eine charakteristisch lateinamerikanische Alternative zur europäischen Musik darstellen konnte, die aber die Entwicklungen der Kunstmusik etwa eines Debussy ebenfalls berücksichtigte, ist unstrittig. Da die Beantwortung dieser Frage eine tiefere Analyse dieser Lieder und seiner Pariser Zeit benötigen würde, die im Kontext dieses Aufsatzes aber nicht möglich ist, kann man die Frage offen lassen, inwieweit die Erwartungen Europas an die lateinamerikanische Musik diese ebenfalls beeinflussten. Die Reise ins brasilianische Land könnte damit Züge des europäischen Imaginariums bekommen.

Musik und naturwissenschaftliche Reisen

Nachdem einige Formen imaginärer Reisen durch Zeiten und geografische Regionen betrachtet wurden, geht es im letzten Werk, das hier kommentiert wird, um eine tatsächliche wissenschaftliche Reise. Der polnische Naturwissenschaftler Ignacy (Ignatz) Domeyko (1802–1889) kam im Jahr 1838 nach Coquimbo, Chile, als Professor für Chemie und Mineralogie. Durch seine Wirkung sollten die Kenntnisse und Techniken des Bergbaus in Chile weiterentwickelt werden, ein Gebiet, das damals im Norden Chiles sehr bedeutend wurde. Dort war er bis zu seiner Berufung 1846 als Professor für Chemie und Mineralogie an der Universidad de Chile in Santiago tätig. 1867 wurde er zum Rektor der Universität gewählt und blieb für 16 Jahre auf diesem Posten. Domeyko, der als Vater des chilenischen Bergbaus angesehen wird, machte zwischen 1840 und 1846 unter besonderer Beachtung der Kordillere zahlreiche mehrmonatige Exkursionen durch Chile. Die Ergebnisse dieser Forschungsreisen wurden in Berichten veröffentlicht, die in Lateinamerika und Europa bekannt wurden. Außerdem verfasste er mehrere Handbücher für Hochschulstudenten.³⁵ Seine Beziehung und ein möglicher Briefwechsel mit Alexander von Humboldt sind bis jetzt

³⁵ Vgl. Krzysztof Zieliński, *Polonica bei Alexander von Humboldt*, Berlin (2004), besonders *Ignacy Domeyko – der Schöpfer des chilenischen Bergwesens*, S. 21–215; siehe auch Domeykos Online-Kapitel bei der Seite der Chilenischen Nationalbibliothek Memoria chilena, wo einige seiner Bücher und Dokumente in digitalem Format zur Verfügung stehen: <http://www.memoriachilena.cl/temas/index.asp?id_ut=ignaciodymeyko%281802-1888%29> 23.07.2012.

unerforscht,³⁶ jedoch befanden sich einige von Domeykos Publikationen mit handschriftlichen Eintragungen in Humboldts Besitz, darunter seine *Excursión a las Cordilleras de Copiapó* (Santiago 1845) und sein *Araucania i sus habitantes* (Santiago 1846).³⁷

Der chilenische Komponist Ramón Gorigoitia (*1958) komponierte sein Stück *Indómito. Homenaje a Ignacio Domeyko* für Altistin, Klarinette, Violine, Cello und Klavier im Jahr 2002. Die Gesangspartie basiert auf seinen Vertonungen von Texten des Polen Adam Mickewicz (1798–1855) und des Chilenen Elicura Chihuailaf (*1952), der dem Mapuche-Volk im Süden Chiles angehört. Sein musikalisches Material wird von den sieben Routen abgeleitet, die Domeyko in Chile bereiste. Durch mathematische Verfahren fand Gorigoitia Äquivalenzen zwischen geografischen Koordinaten und musikalischen Intervallen sowie Zeitdauerangaben. So ist z. B. der Breitengrad 30°35', auf dem sich die chilenische Stadt Ovalle befindet, etwa dem Intervall einer große Sekunde gleich, während ihr Längengrad eine Dauer von etwa 4,274 Minuten ergibt. Jede Stadt bekommt damit ein charakteristisches Intervall und eine Dauer, während die rhythmischen Strukturen jeder Route auf der Länge des jeweiligen Aufenthaltes Domeykos basieren.³⁸ In den komplexen mathematischen Verfahren, durch die die Grundlagen des musikalischen Materials dieses Werkes determiniert werden, erkennt man einen Bezug zwischen naturwissenschaftlichen Denkweisen und komplexen Kompositionsverfahren. Neben diesen hergestellten Äquivalenzen zwischen geografischen und musikalischen Parametern, beschäftigt sich dieses Werk mit wichtigen Momenten der Biografie Domeykos. Im ersten Teil des Stückes findet man Anspielungen an den polnischen Aufstand von 1830, an dem sich Domeyko aktiv beteiligte. In diesem Sinne erscheinen Zitate aus Texten von Mickiewicz, der, wie Domeyko, der Gruppe der Dekabristen angehörte und mit Domeyko befreundet war.³⁹ Gorigoitia verwendet außerdem ein musikalisches Zitat aus Chopins Etüde Nr. 12, Op. 10,12, der sog. Revolutions-Etüde. In Paris, wohin Domeyko wie viele andere polnische Intellektuelle im Jahr 1832 emigrierte, konnte er Chopin treffen.⁴⁰

Von den sieben Routen in Gorigoitias Werk hat die letzte eine besondere Stellung im Kontext kulturwissenschaftlicher Überlegungen. Diese Route entspricht Domeykos Reise in die Region der Araucanía, das Land der Ureinwohner Mapuches, damals noch unter der spanisch geprägten Bezeichnung der ‚araucanos‘

36 Vgl. Zielnica, *Polonica bei Alexander von Humboldt*, S. 211.

37 Vgl. ebd., S. 212ff.

38 Informationen aus der persönlichen Korrespondenz der Autorin mit dem Komponisten im Jahr 2009.

39 Vgl. Zielnica, *Polonica bei Alexander von Humboldt*, S. 211.

40 Informationen von Ramón Gorigoitia.

gängig. In seinem bereits erwähnten Werk *Araucania i sus habitantes* von 1846 berichtete Domeyko über die Natur und Geografie dieser Region im Süden Chiles; er interessierte sich aber vor allem für die Lebensweise, die Sitten und Mentalität der ‚araucanos‘. Im dritten Teil seines Werkes⁴¹ schlug er eine friedliche Integration der Mapuches in die chilenische Gesellschaft vor. Domeyko fragte sich nach den wirklichen Gründen ihrer mangelhaften Eingliederung. Diese bestanden für ihn nicht in der geografischen Lage, da andere Völker in landschaftlich ähnlichen Regionen lebten, ohne isoliert zu sein. Mit Integration meinte er auch nicht die ‚Zivilisierung‘ der araucanos; er betonte ihre hygienische Pflege, ihre reinen und ordentlichen Häuser und ihre fruchtbaren Felder. Domeyko zeigt eine sehr humanistische Sicht des Problems, da die Mapuches vor allem durch Aufklärungsarbeit und nicht durch Verdrängung ihrer eigenen Sitten und Weltvorstellungen eingegliedert werden sollten. Die angestrebte religiöse und intellektuelle Bildung der Mapuches sollte ausreichend sein, um ihre friedliche Integration zu erreichen, da dadurch Aberglauben und andere Ideen, die der chilenischen Kultur fremd sind, überwunden werden könnten. Dies sei für Domeyko ausreichend, da er keinen Grund sah, die Länder der Mapuches zu kolonisieren, wenn südlich von dieser Region noch riesige Felder unbesetzt blieben.⁴²

Mit dieser Meinung traf Domeyko einen Konflikt, der innerhalb der chilenischen Gesellschaft heutzutage weiterhin aktuell ist. Die Mapuches sind im 21. Jahrhundert immer noch das Ziel von gewaltsamen Konflikten und Kämpfen für die Einhaltung ihrer Rechte und den Bestand ihrer Länder. Domeyko endet sein Werk mit einer Warnung, die somit heute nicht an Aktualität verloren hat:

„¡Dios quiera que ninguna sombra de egoísmo, o de falsa, hipócrita política venga a oscurecer aquel horizonte verde, sembrado de flores, embalsamado con la fragancia de las inmensas selvas y praderas!“⁴³

Für seine siebente Route, diejenige Domeykos in der Araucanía, verwendet Gorigoitia Verse des Mapuche-Dichters Chihuailaf, der seine Gedichte auf Mapudungun und Spanisch schreibt. Gorigoitia zitiert aus einem Gedicht *Así transcurren mis sueños. Mis visiones* aus dessen Gedichtssammlung *De sueños azu-*

41 Ignacio Domeyko, „*Causas que se oponen a la civilización de los indios araucanos, i medios que parecen ser más oportunos para la reducción de ellos*“, in: *Araucania i sus habitantes*, Santiago de Chile (1846), S. 65–106.

42 „No entiendo tampoco que necesidad habría por ahora de obstinarse en querer colonizar las tierras que no pertenecen al Estado, sino a una jente trabajadora, honrada, valiente, mientras hai en las provincias vecina mas al sur terrenos inmensos pertenecientes al Estado, tan desiertos como los dos polos del globo terrestre i no menos fértiles i feraces que los del Imperial.“ Domeyko, *Araucania*, S. 97.

43 „Möge Gott, dass kein Schatten von Egoismus und von falscher, heuchlerischer Politik kommen wird, um diesen grünen Horizont, der mit Blumen bepflanzt und vom Duft weiter Wälder und Wiesen einbalsamiert ist, zu verdunkeln.“ Ebd., S. 106. Übersetzung der Autorin.

les y contrasueños (Santiago 1995). Hier deutet der Dichter ebenfalls die Gewalt gegenüber seinem Volk an, wenn er sagt: „Tal vez con sangre pintaré los caminos de mi pueblo“.⁴⁴ Musikalisch verwendet Gorigoitia in dieser letzten Sektion seines Werkes einen binären Rhythmus, der typisch für die traditionelle Musik der Mapuches ist. Dieser Rhythmus, der erst im Resonanzkörper des Klaviers erklingt (T. 279ff), später von den anderen Instrumenten in unterschiedlichen melodischen und harmonischen Varianten übernommen wird und sich zu einem großen Crescendo bis zum Ende des Stückes steigert, scheint den Zuhörer zwingend durch Text und Musik auf diese Konflikte aufmerksam machen zu wollen.

In der Synthese zwischen einem neoromantischen Stil, bildhaften musikalischen Atmosphären – entsprechend der verschiedenen Expeditionsreisen durch ein geografisch sehr vielfältiges Land, wie Chile –, und Elementen aus der Mapuche-Tradition integriert Gorigoitia die Botschaften von gesellschaftsbewussten Intellektuellen verschiedener Zeiten und Herkünfte, wie Mickiewicz, Domeyko und Chihuailaf. Wie es im Fall von Alexander von Humboldt bereits erwähnt wurde, ist die Erkundung einer bestimmten Geografie schwer vom Zusammentreffen mit anderen Kulturen zu dissoziieren, und Domeyko, wie Humboldt, interessierte sich für das Lebens dieser Kulturen, ihre Weltvorstellungen, praktischen Probleme und, was am Wichtigsten ist, ihre Menschenrechte. Die Verteidigung des eigenen Vaterlandes ist außerdem ein Motiv, das der Dekabrist Domeyko mit dem Mapuche-Volk verbindet. Die naturwissenschaftliche Reise, die Entdeckung einer neuen Kultur und das Gefühl der Verteidigung ihrer Rechte ergänzen sich hier musikalisch und inhaltlich.

Schlussfolgerungen

Im vorliegenden Aufsatz wurden unterschiedliche Werke lateinamerikanischer Komponisten behandelt, die sich in verschiedener Weise auf das Motiv der Reise beziehen. Die Reise nach der Suche der eigenen musikalischen Identität führt den Komponisten bis in die vorkolumbianische Vergangenheit oder in ferne Regionen ihrer Länder, wo immer noch verschiedene Völker leben, die andere Weltvorstellungen und Religionen vertreten. Neben den imaginären Reisen in unbekannte, magische Regionen wurde jedoch gezeigt, wie die naturwissenschaftlichen Reisen eine Inspirationsquelle für die Komponisten sein können. Denn ethnologische bzw. musikethnologische Reisen bildeten beispielsweise eine sehr bedeutende Grundlage für national orientierte Komponisten, die auf der Suche nach traditionellen Melodien und Rhythmen aus nicht urbanen Regionen

44 „Vielleicht mit Blut werde ich die Wege meines Volkes bemalen.“ Übersetzung der Autorin. Ramón Gorigoitia, *Indómito*, Partitur (2002), T. 282–294.

ihrer Länder waren. Reisende Naturwissenschaftler, wie Alexander von Humboldt und Ignacy Domeyko, waren aber ebenfalls bedeutende Vermittler des Wesens von anderen lateinamerikanischen Völkern und inspirierten mit ihren humanistischen Berichten die Werke von Künstlern, wie Alejo Carpentier oder Ramón Gorgoitia.

Der Bereich der lateinamerikanischen populären Musik konnte hier nicht behandelt werden, da diese Musik ein sehr großes Gebiet darstellt, das für sich selbst eine profunde Studie erfordert.⁴⁵ Die populäre Musik würde aber neue Perspektiven einiger der behandelten Themen beleuchten, da bekannte lateinamerikanische Formen der populären Musik, wie Tango, Bolero oder Samba, ebenfalls aus der Kreuzung zwischen europäischen und lateinamerikanischen Traditionen entstanden sind und eine sehr bedeutende Rolle in der Konstruktion einer kulturellen Identität durch Musik spielen.

Zum Schluss lässt sich beobachten, dass sich die Figur des Künstlers in *Los pasos perdidos* auf alle behandelten Werke übertragen lässt. Der lateinamerikanische Komponist – als Reisender des 20. und 21. Jahrhunderts – kann durch seine Komposition andere Zeiten und Völker wieder zum Leben erwecken, sich mit diesen in einen Dialog begeben und die Nähe von neuen bzw. verlorenen Welten erleben. In der Beschäftigung mit der international gewordenen Sprache der Kunstmusik, d. h. mit Instrumenten, Tonsystemen, Gattungen und Notationsformen aus dieser Tradition, kann er aber selbst kein Mensch einer anderen Zeit werden. Denn am Ende seiner Reise in ferne Zeiten und Regionen, bei denen er andere Kulturen und Musikformen treffen kann, die seine Kreativität und sein lateinamerikanisches Bewusstsein bereichern können, muss er in seine Rolle als Komponist dieser Zeit zurückkehren, um ein im Wesen lateinamerikanisches, aber ebenfalls im Kontext der internationalen Entwicklung der Kunstmusik stehendes, zeitgemäßes Werk zu komponieren.

45 Dieser Hinweis auf die populäre Musik steht im Zusammenhang mit den Werken von Ernesto Nazareth, die im Konzert vom 6. Mai 2012 erklangen.